
Buchbesprechungen

Timo Heimerdinger/Marion Näser-Lather (Hrsg.)

Position beziehen, Haltung zeigen!? Bedingung und Problem

kulturwissenschaftlicher Forschung. Münster: Waxmann 2024, 272 S.

(Freiburger Studien zur Kulturanalyse, 7). ISBN 978-3-8309-4869-8.

Die Ankündigung erzeugt Spannung: ein neuer Tagungsband mit Beiträgen zu den politischen Ambitionen und Verwicklungen von empirisch-kulturwissenschaftlicher Forschung – und das in, gelinde gesagt, turbulenten, bedrohlichen Zeiten. Damit werden Diskussionen fortgeführt, die im Fachkontext zuletzt u. a. in den Tagungsbänden „Eingreifen, intervenieren, verändern!“ (Binder et al. 2013), „Dimensionen des Politischen“ (Rolshoven/Schneider 2018) oder auch „Wie kann man dazu nur forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie“ (Heimerdinger/Näser-Lather 2019) gebündelt worden waren, mit jeweils unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten und begrifflichen Rahmungen.

Der begriffliche Zugang dieses Tagungsbandes sind nun „Positionierungen“: Im Zentrum steht weniger das Politische an sich und auch nicht so sehr die Reflexion von Positionalitäten im Sinne zugeschriebener Identitätsmerkmale und damit verbundener Erfahrungen als vielmehr die „inhaltliche oder politische Positionierung [von Forschenden] zu Feldpartner:innen, Ergebnissen und impliziten gesellschaftspolitischen Fragen“ (S. 11). Es geht um das Haben und Äußern von Haltungen, Meinungen, Einstellungen und um deren Konsequenzen. Thematisiert werden (a) konkrete, handlungspraktische Fragen in Feldforschungssituationen (Sage ich meine Meinung? Greife ich ein?), (b) zeitgenössische „Rücklauf-“ und Wissenschaftskommunikations-Fragen in der Öffentlichkeit – nach deren Social-Media-Strukturwandel, ließe sich hinzufügen (Was streue ich in welcher Öffentlichkeit und was geschieht dann?), aber auch (c) erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Fragen rund um *bias*-Problematiken, die aus Position(ierung)en und Haltungen resultieren können, sowie damit verbundene Forschungs-Gütekriterien. Thematisiert wird schließlich auch (d) die große Frage nach dem politisch-kritischen Anspruch von Wissenschaft (oder auch dem Verzicht darauf). Das ist nicht wenig.

Ich habe das Buch aber zuerst als Lesebuch konsumiert: als reichhaltige Sammlung von Hintergrund-Erläuterungen und Reflexionen, in denen Kolleg:innen fallstudienhaft – und, tagungsbandtypisch, nicht immer entlang der vorgeschlagenen Terminologie – berichten, wie sie und andere sich in ihren aktuellen Forschungen mit (Feld-)Forschungspartner:innen, Öffentlichkeiten und institutionellen Autoritäten auseinandersetzt(en). Die Fallstudien und die damit verbundenen wissenschafts-

theoretischen Reflexionen fächern die ganze Komplexität des Themenfeldes auf, sie lesen sich ausgesprochen bereichernd und können als Ausgangspunkt für viele weiterführende methodologische Diskussionen dienen – angefangen bei *Hermann Tertilt*s lebensweltlich-anekdotischer „Re-Study“ der „Turkish Power Boys“, über die (selbstbewusst-selbstkritischen) Ausführungen von *Anna Larl*, *Manuela Rathmayer* und *Konrad J. Kuhn*, die von den politischen Verstrickungen des Tiroler Volkstanz-Milieus und ihrer eigenen, auch förderungsbedingten Verstrickung darin handeln, bis hin zu *Marion Näser-Lathers* Überlegungen angesichts ihrer Forschungen über den „gender-kritischen“ Sumpf und der Angriffe auf ihre Person durch einige von dessen Bewohner:innen.

Die Kontexte der Fallstudien sind extrem heterogen: So berichtet beispielsweise *Nurhak Polat* in ihrem Text mit *Hagen Steinhauer* von Inhaftierungen und Blacklistings von Tausenden Wissenschaftler:innen in der Türkei, die die (prokurdische) „academics for peace“-Resolution unterschrieben hatten; in einem anderen Text geht es um die Sorge, ob eine praxisorientierte Dissertation förderlich für das eigene akademische Vorankommen sein wird. All dies sind legitime Abwägungen, die offen zu diskutieren lohnt, ihr Nebeneinanderstehen unter dem Positionierungsbegriff kann aber auch ein gewisses Unbehagen erzeugen.

Heimerding und *Näser-Lather* schlagen mit dem Band eine neue Systematisierung positionierungsbezogener Probleme und Strategien vor und beziehen Stellung innerhalb von Diskussionen um intervenierende bzw. aktivistische Wissenschaft. Die Systematisierungsvorschläge finden sich in der Einleitung, mitsamt einer gewinnbringenden fachhistorischen Zusammenschau, und dann vor allem in *Näser-Lathers* eigenem Beitrag. Sie unterscheidet sieben „Dimensionen“ von Positionierung: (1) die relative Situiertheit von Forschenden im Feld (zwischen komplett außen und im Zentrum stehend), (2) die Wertedistanz zwischen Forscher:in und Feld (gleiche vs. unterschiedliche Werte), (3) Positionen im Sinn von Universalismus oder Relativismus, (4) der Grad des Handelns im Feld (Beobachtung vs. Intervention), (5) die Tendenz zu Gesinnungs- oder Verantwortungsethik, (6) die eigene Position in Machtverhältnissen (Hegemonie vs. Subalternität) sowie (7) die Zeit (Anfang vs. Ende eines Forschungsprojekts). Gerade in der Betonung der Prozesshaftigkeit und Vielschichtigkeit solcher Positionierungen während empirischer Forschungen kann dieses Modell Forschenden nicht nur in der EKW dabei helfen, Felddynamiken besser zu verstehen und auseinanderzuhalten sowie vor diesem Hintergrund auch besser durchdachte Entscheidungen bzw. Positionierungen zu treffen. Erschöpfend ist das Modell sicherlich nicht, allein schon, weil sich Ethiken nicht nur nach Webers alter Zweiteilung klassifizieren lassen und gesellschaftstheoretische Positionen nicht nur hinsichtlich relativistischer oder universalistischer Ausrichtungen.

In ihrer eigenen inhaltlichen Positionierung zur Positionierungsfrage plädieren die Herausgebenden für eine Trennung zwischen einer „Analyseebene“ und einer

„Positionierungsebene“, auch wenn diese sich nur strategisch-fiktiv auseinanderhalten lassen mögen. Sie sprechen sich für das Prinzip der analytischen Distanz aus, um so die Spezifika wissenschaftlichen Arbeitens (im Unterschied z. B. zu Aktivismus oder Lobbying) zu verteidigen. Dies verbinden sie mit einem Bekenntnis zum Weber'schen Werturteilsfreiheitspostulat und wenden sich – wie schon im „Themenkonjunkturen“-Band (2019) – gegen ein in ihrem Verständnis allzu aktivistisches Wissenschaftsverständnis. An Letzterem stört sie vor allem, dass „einige ‚kritisch Forschende‘ [...] die ostentative Vermischung ihrer eigenen wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit als Qualitätsmerkmal“ (S. 26) in Anschlag bringen würden – eine argumentative Verkürzung, die hier an einem Vortrag von Sabine Hess festgemacht wird. Heimerdinger und Näser-Lather halten dagegen: „Zwischen dem erkenntnistheoretischen Caveat der Positioniertheit und Situiertheit auf der einen und einer aktiven Rolle als *public intellectual* auf der anderen Seite besteht unseres Erachtens durchaus ein Unterschied“ (ebd.). An solchen Stellen verdichtet sich eine wichtige und seit längerer Zeit schwelende Fachdiskussion (vgl. u. a. den an anderer Stelle veröffentlichten Beitrag von Olga Reznikova zu Aktivismus, „loneliness in the field“ und dem Eigenrecht des wissenschaftlichen Forschens, der allerdings mit anderen Argumenten aufwartet). Gleichzeitig gerät m. E. auch manches durcheinander, und sei es an dieser Stelle nur, dass *public intellectuals* ganz unterschiedliche Wissenschaftsverständnisse vertreten können. So dringlich die Diskussion darüber, worin das Eigenrecht wissenschaftlicher Arbeit besteht und bestehen sollte, auch ist, so werden diese Fragen hier letztlich nicht ganz auf der Höhe der (je nach gesellschaftstheoretischen Positionen auch unterschiedlichen) Gegenargumente zur Werturteilsfreiheits-Position verhandelt. Der Fachdebatte täte hier m. E. sowohl eine wissenschafts- und gesellschaftstheoretisch vielfältigere Auseinandersetzung als auch mehr offener Streit gut. Im Band habe ich an dieser Stelle eine prominent-programmatische Gegenposition vermisst, und sei es durch eine Diskussionsrunde oder Kommentare. So bleibt manches in Andeutungen („einige ‚kritisch Forschende‘“) – und ohne wirkliche Gegenrede. Aber für letztere kann es ja auch andere Foren geben.

Während ich diese Buchbesprechung schreibe, lese ich, dass die neuseeländische Regierung – unter Führung einer rechtspopulistischen Ministerin – die Geistes- und Sozialwissenschaften kurzerhand von der Forschungsförderung ausschließt. In Florida (USA) werfen die Republikaner die Soziologie aus dem curricularen Kernbereich. In all diesen Fällen lautet der Vorwurf: Es handle sich um irrelevante und ideologisch-unwissenschaftliche Wissenschaften. Ob nun die Analyse- und Positionierungsebene feinsäuberlich unterschieden werden oder auch nicht, ob es um mehr oder weniger „politische“ Themen geht – in den Augen solcher Kulturkämpfer:innen sind das unwichtige Detailfragen. So wichtig die Reflexion über Positionierung als Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung auch ist – und dazu finden sich in diesem Band viele substanzielle Überlegungen –, so sollten wir nicht

glauben, die Kampagnen und die rechte Agenda gegen die Geistes- und Sozialwissenschaften würden durch mehr Reflexion und bessere Wissenschaftstheorie besänftigt.

Moritz Ege, Zürich

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.17>

Stefan Wellgraf/Christine Hentschel (Hrsg.)

Rechtspopulismen der Gegenwart. Kulturwissenschaftliche Irritationen. Leipzig: Spector Books 2023, 270 S. ISBN 978-3-95905-649-6.

Die „vielfältige und verstörende Alltäglichkeit“ (S. 10) rechter Populismen zu dechiffrieren ist das Ziel des von *Stefan Wellgraf* und *Christine Hentschel* herausgegebenen und in drei Teile strukturierten Bandes. Die Autor:innen der fünfzehn Beiträge wählen in teils betonter Abgrenzung zu statistischen und politikwissenschaftlich-parteienforschenden Einordnungen einen *verstehenden* Zugang, um der Frage gerecht zu werden, wie rechte Positionierung zu einem alltäglichen und populären Phänomen werden konnte. Denn, so Wellgraf und Hentschel, „[r]echte Popularität in der Gegenwart ernst zu nehmen [bedeutet], die Praktiken und Sprechweisen, Sehnsüchte und Zukunftsimaginationen nachzuvollziehen“ (S. 10). In ihrer Einleitung schlagen Hentschel und Wellgraf einen Modus vor, rechten Populismen und dem vermeintlich gesicherten Wissen darüber zu begegnen: das Irritieren. Es gehe darum, Ambivalenzen und verschwimmende Grenzen in öffentlichkeitswirksam vermittelten, allzu eindeutigen Diagnosen aufzuzeigen, wofür es nötig sei, sich „die Finger schmutzig zu machen“ (S. 10) und eine gewisse – im weiteren Sinne ethnografische – Nähe zu Feldern rechter Popularität zu suchen. Ein wenig involvierter Blick glätte hingegen womöglich die Gleichzeitigkeit affizierender Einschlüsse in ihrer Verquickung mit Hass und Angst, verwirre Zusammenhänge, rationalisierte Provokationen und impulsive Operationsweisen. Dies würde verkennen, wie es zur Normalisierung rechter Positionierung kommt. Es geht den Herausgebenden ferner um die Rolle kulturwissenschaftlicher Forschung: Wo suchen wir das Populäre des Rechtspopulistischen, und wie vermeiden wir es, selbst einem gewissen kulturellen Populismus zuzuspielen, der sich empathisch an *Ordinary People* orientiert und Spaltungsdiagnosen unhinterfragt reproduziert?

Der erste der drei großen Buchteile versammelt Beiträge, die nach kulturwissenschaftlichen Zugängen zu Konzepten und Konjunkturen des Rechtspopulismus fragen. In einer historisch fundierten Diskussion des Populismusbegriffs und dessen Verwendungsweisen schärft *Moritz Ege* Anknüpfungsmöglichkeiten für eine (Alltags-)Kulturwissenschaft, sich der eigenen fachgeschichtlich begründbaren „(kultur-)populistische[n] Schlagseite“ (S. 34) gewahr zu werden. Mit *Jim McGuigan* argumentiert Ege, dass diese insbesondere im pauschalen Desinteresse an elitären

Kulturbegriffen und einer Abwehrhaltung gegenüber sich wandelnden elitären Dominanzgefügen im rechten Populismus liegen könnte. Mit dem Aufsatz „Luftgebäude und Sammelwut. Konzeptuelle Probleme der Forschung zu rechten Bewegungen“ vertieft Stefan Wellgraf das bereits in der Einleitung dargelegte Plädoyer für einen verstehenden Zugang und zeigt am Beispiel seiner Forschungen zu rechten Subkulturen in Ostdeutschland, dass die vorherrschenden akademischen Erklärungsversuche der Eigenlogik seines Feldes nicht gerecht werden. Wie der Titel des Beitrags andeutet, handelt es sich zugleich um eine Generalabrechnung mit Teilen der Forschungslandschaft, die sich auf die „ausgeprägte Sammelwut“ (S. 39) archivalischer Arbeiten bezieht, einen „Entlarvungsgestus“ (S. 39) bei fehlender „Bodenhaftung“ (S. 39) moniert, die Autoritarismusforschung als „theoretisch altbacken“ (S. 55) und „tendenziell homophob“ (S. 55) diffamiert und auch ethnografische Forschungen nicht unberührt lässt. So diagnostiziert der Autor im Falle der Einordnung einer Forscherin, die im pünktlichen Erscheinen ihrer Interviewpartner eine autoritäre Neigung erkennt, einen „Deutungswahn“ (S. 54). Ferner führten methodische Verengungen in der eher quantitativ ausgerichteten Populismusforschung, so Wellgraf, zu einer Entkopplung der Forschenden von den politischen Träger:innen des Rechtspopulismus in der breiten Bevölkerung. *Kristóf Szombatis* Beitrag liefert eine luzide Analyse der politischen Prozesse im postsozialistischen Ungarn. Der Autor zeigt, wie der Neoliberalismus den Boden für den neuen ‚Sozialdarwinismus‘ der radikalen Rechten ebnete, und füllt damit eine Lücke bisheriger Analysen, die die Rolle liberalkonservativer und neoliberal-sozialdemokratischer Regierender unbeachtet lässt. Szombati thematisiert auch die Problematik, sich auf einen liberalen und europäischen Konsens zu berufen: So seien es gerade (neo-)liberale, proeuropäische Politiken gewesen, die den Weg für den ungarischen Sozialdarwinismus ebneten. Anhand einer ethnografischen Forschung über die *English Defence League* benennt *Hilary Pilkington* Probleme, die erst bei der Forschung zu „*distasteful groups*“ (S. 86) auftreten und bei einer „weitgehende[n] politische[n] Übereinstimmung zwischen dem:der Forscher:in und der untersuchten Bewegung“ (S. 86) potenziell verschleiert bleiben. Die Reflexion dieser Probleme, so Pilkington, ermögliche wichtige forschungsethische Erkenntnisse über das Verhältnis von Wissenschaft und Aktivismus und über die Anrufung an Forschende, als Sprachrohr zu fungieren.

Der zweite Teil des Bandes widmet sich den Formen rechtspopulistischer Mobilisierung. *Julian Genners* Ausführungen nehmen eine Taxifahrt in Berlin zum Ausgang, auf der sich der Fahrer unerwarteter Rhetoriken bedient, die zunächst an zeitgenössische Diskurse um sogenannte Reichsbürgerschaft erinnern. Jenen Fahrer einzig auf dieser Basis als Reichsbürger einzuordnen, verspreche einen intellektuellen Sicherheitsabstand, trage aber nicht zum Verstehen der rechten Positionierung bei. Wie Genner sehr überzeugend argumentiert, kann es mit einem ethnografischen Vorgehen gelingen, dieses Vokabular und die mit ihm verankerte Unterscheidung zwischen

gesellschaftlicher Mitte und devianten Extremen zu dezentrieren: Genner diagnostiziert in diesem Sinn einen „häretischen Nationalismus“ des Fahrers, der erst nach der Einsicht des Forschers für eigene moralische Reflexe kenntlich werden konnte. Christine Hentschel interessiert der gezielte Einsatz rechter Projekte in Katastrophen wie den Überflutungen des Ahrtals im Jahr 2021. Infrastrukturelle Zusammenbrüche werden in rechten *workouts* zur Gelegenheit, die eigene Handlungsmacht angesichts einer mutmaßlich scheiternden Staatlichkeit zu konstruieren und gleichzeitig affektiv an rechte Projekte und Positionen zu binden. *Simon Strick* widmet sich dem Umgang mit der „schwindelnden Desorientierung“ (S. 136) des rechtspopulistischen ‚Noise‘, einer ständigen Inanspruchnahme und Überreizung der Aufmerksamkeit. Am Beispiel des zweiten Amtsenthebungsverfahrens um Donald J. Trump im Jahr 2021 argumentiert der Autor mit dem Bild der Echokammer, um den Nach- und Wiederhall rechtspopulistischer Kämpfe in seinen Effekten zu verdeutlichen. Doch auch die populäre Debatte um Rechtspopulismus habe längst selbst echohaften Eingang in die mediatisierte Aufmerksamkeitsökonomie gefunden. Das provokant bezeichnete Unterkapitel „Against Data“ (S. 150) möchte darauf aufmerksam machen, dass gerade der geschulte Umgang mit Daten längst auch eine Strategie rechter Mobilisierung ist, für die kulturwissenschaftliche Expertise gefragt ist. Im Zentrum von *Rosa Cordillera A. Castillos* Beitrag steht die Präsenz des rechten Populismus in der Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungsarbeit. Ihre aktivistische Forschung unter in Europa lebenden Filipinos, die den bis 2022 regierenden Präsidenten Rodrigo Duterte und seine dualistisch zwischen tugendhafter Bürgerschaft und brutaler Kriminalität unterscheidende Law-and-Order-Politik (nicht) unterstützten, zeigt die Wirkmacht affektiver Polarisierung. So changieren die von Castillo untersuchten familiären- und Paarbeziehungen zwischen aufgeladenen Gesprächen und Strategien, die Brüche vermeiden sollen: Die Autorin greift zum Begriff des *Time-Outs* und dimensioniert diesen Rückzug aus der politischen Sphäre als antizipierende Praxis – es gehe schließlich auch um die Hoffnung auf ein anderes Danach, soziale Nahbeziehungen jenseits der Polarisierung wieder entspannter fortzusetzen. *Julia Leser* zeigt am Beispiel der politisierten Figur des Wolfes in Sachsen und Brandenburg die Vereinnahmung von Regulierungsbestrebungen durch rechte Populismen und das damit einhergehende Bild des mutmaßlich besonders anfälligen peripheren Osten Deutschlands. Leser macht deutlich, wie die Rückkehr des Wolfes zum für rechte Politiken sinnstiftenden Moment wird, das die Störung einer behaupteten Ordnung bedeute, gegen die es als ein „Angstobjekt“ (S. 183) zu mobilisieren gelte. Hier finden sich zugleich Parallelen zu rechten migrationsfeindlichen Kampagnen.

Den dritten und letzten Teil des Sammelbandes zur Normalisierung des Rechtspopulismus in kulturellen Genres und populären Formen leitet *Friederike Sigler* mit einer Analyse rechtsnationaler Tendenzen und deren Protagonist:innen im bildungs- bürgerlich-künstlerischen Milieu Deutschlands ein. *Annika Lems* wiederum bietet

einen Einblick auf Grundlage einer ethnografischen Forschung in einem österreichisch-kärntnerischen Dorf. Ausgehend von einer ethnografischen Vignette, die ein Gespräch der Forscherin mit einem Kellner skizziert, der die „drastischen Schritte“ Hitlers verteidigt (S. 209), führt uns die Autorin tiefer in das von Traditionsvereinen geprägte ländliche Kärnten. Der Beitrag zeigt, dass „Exklusionsprozesse im Alltag verankert sind, wie Ideen über das Eigene und Fremde entstehen und weitergetragen werden“ (S. 213). Die Autorin liefert eine komplexe Analyse, die strukturelle Veränderungen und daraus resultierende ökonomische Knappheit mit „anti-kosmopolitischen Kontinuitäten“ (S. 215) zusammendenkt. Dadurch wird deutlich, dass sich faschistoide Haltungen nicht direkt aus der jüngsten Vergangenheit ableiten lassen. Am Beispiel der „populärkulturellen Figur“ (S. 223) Andreas Gabalier stellt *Jens Wietschorke* die „Frage nach der diskursiven Herstellung und Verschiebung dessen, was als ‚normal‘ gilt“ (ebd.) und stellt fest, dass Gabalier „unweigerlich in Auseinandersetzungen um den Alltagsverstand verwickelt [ist], die politische Effekte freisetzen“ (S. 231). Zentral für den Beitrag sind einerseits empirisches Material zu Gabalier-Fans und andererseits die Reaktionen von Leser:innen auf Medienbeiträge von Wietschorke über Gabalier. Insbesondere letztere bieten einen seltenen Einblick in die Komplexität des gegenwärtigen Rechtsrucks und die Herausforderungen für sich öffentlich positionierende Wissenschaftler:innen. *Kerstin Kock* arbeitet im Beitrag „Female RechtsRap“ heraus, wie einzelne Akteurinnen „dem männlich dominierten RechtsRap eine weibliche Spielart hinzu[fügen]“ und „an den Rändern des populären Raps als weibliche Repräsentantinnen des rechten Kulturkampfes öffentlich in Erscheinung“ treten (S. 243). Zentrales Beispiel ist die Replik der rechten Rapperin Melanie Schmitz „Hetztape“ auf Katja Krasavices Musikvideo „Sextape“. Kock warnt davor, die „Sichtbarkeit von Frauen innerhalb der Rechten als Ausdruck einer geschlechterpolitischen Demokratisierung“ (S. 244) zu deuten, und verweist auf die Problematik, dass jene Frauen in der Rechten, die sich gegen sexualisierte Gewalt engagieren, damit vor allem rassistische Muster tradieren, etwa durch *Otherring* von Sexismus und sexualisierter Gewalt. Die Autorin stellt demnach fest, dass die „veränderte Sichtbarkeit von Frauen [...] als Anpassung ihrer Kommunikations- und Mobilisierungsstrategien an das gegenwärtige Geschlechterregime in den Blick genommen werden [muss]“ (S. 245). Im letzten Beitrag des Buches arbeitet *Karl Banghard* heraus, wie Rechte die eigene politische Position durch Referenzen auf Frühgeschichte legitimieren – dies sei als eine der „ideologischen Kerndisziplinen der extremen Rechten“ (S. 260) anzusehen. Im Zentrum der Analyse steht das Fallbeispiel Wolin, eine polnische Stadt an der deutschen Grenze, in der sich jährlich im August extreme Rechte und „bis zu 30.000 erlebnishungrige Menschen aus den umliegenden Strandbädern“ (S. 265) zu einer der „größten frühmittelalterlichen Living-History-Veranstaltungen Europas“ (ebd.) treffen. Als Lesende würden wir gerne mehr

über das ethnografische Material – das auf knapp zwei Seiten angerissen wird – und die dahinterliegenden Erhebungsmethoden erfahren.

Mit dem vorliegenden Band ist eine herausragende Zusammenstellung kulturwissenschaftlicher Analysen rechter Kontexte gelungen. Nicht alle Ergebnisse überraschen und irritieren vermeintliche Gewissheiten. Und dennoch verdienen die Beiträge höchste Anerkennung, weil sie nicht nur konzeptionell, sondern auch am Beispiel konkreter Felder zeigen, dass ein immersives Vorgehen begreifbarer machen kann, wie Rechtspopulismen operieren und ihre Versprechungen im Alltag attraktivieren. Dabei wäre eine Diskussion der Grenzen und Fallstricke des gewählten Zugangs zu begrüßen gewesen. Es bleibt außerdem zu fragen, ob die insbesondere in Wellgrafs Beitrag sehr scharfe Kritik an herkömmlichen Populismusforschungen nicht auch wichtige Erkenntnisse vorschnell abschreibt und mögliche Schwierigkeiten am postulierten Modus des Involviert-Seins verkennt.

Und schließlich kommt der Band dem in der Einleitung formulierten Imperativ, man müsse sich zum besseren Verständnis „die Finger schmutzig“ (S. 10) machen, nicht so konsequent nach, wie Lesende sich das anhand der vielversprechenden Einleitung vorstellen mögen. Ethnografisch im engeren Sinne arbeitet etwa die Hälfte der Beiträge. Zu einem sich involvierenden Vorgehen in (implizit wie explizit) rechten Feldern liegen im Vielnamenfach bereits weitere Ansätze vor, so etwa Oliver Gedens Studie „Diskursstrategien im Rechtspopulismus“ (2007), die Forschungen von Patrick Wielowiejski zu Rechtspopulismus, Homonationalismus und Homosexualität (2018, 2020, 2024) sowie Olga Reznikovas „Wut der Fernfahrer“ (2023). Vielleicht zeigen die Lücken und deren nur teilweise Füllung auch, wie schwierig es ist, derartige Forschungen zu betreiben. Es bleibt zu hoffen, dass Forschende der Aufforderung der Herausgebenden, „Rechtspopulismen der Gegenwart“ mittels „kulturwissenschaftlicher Irritationen“ zu begreifen, nachkommen werden.

Laura Bäumel, Zürich; Felix Gaillinger, Wien
<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.18>

Olga Reznikova

Wut der Fernfahrer. Ethnografie eines sozialen Protests in Russland. Frankfurt a. M., New York: Campus 2023, 445 S. (zgl. Göttingen, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-593-51606-6.

Wo, „wenn nicht in sozialen Bewegungen, werden die Probleme einer Gesellschaft so ausdrücklich artikuliert und Lösungen eingefordert?“ (S. 23). Olga Reznikova geht es um das Phänomen ‚Protest‘, seine wechselseitigen Beziehungsebenen und das strukturelle Kräfteressen des Fernfahrerstreiks in Chimki bei Moskau. Über 80 Interviews sowie Materialien aus teilnehmender Beobachtung bilden die Basis ihrer Ethnogra-

fie. Sie möchte die Geschichte des Protests durch seine Akteur:innen erzählen, um ein dialogisches Verstehen über soziale Umstände und die Ambivalenzen darin zu generieren. Zentral ist dabei die Bedeutung der Rhetorik um die ‚einfachen Leute‘, denn „[d]ie haben Muskeln, sie haben Wut, das muss man berücksichtigen“ (Nina, S. 293).

Das Werk ist in zwei Abschnitte gegliedert und von längeren annotierten Interviewpassagen durchzogen. Auf eine einstimmende Vignette, in der Jura, ein Fernfahrer, pointiert Stellung nimmt, folgt die Einleitung aus konziser Zusammenschau der Ansätze zur „Erforschung von Kräfteverhältnissen und Konstellationen“ (S. 19 ff.) und einem etwas lehrbuchhaft anmutenden Forschungsstand kritisch-philosophischer Theoriebestände. Der Hinweis, je nach Schwerpunkt, letzteren zu überblättern und direkt zur eigentlichen Ethnografie zu springen (S. 57), liest sich mit einer Mischung aus Ver- und Bewunderung, erschließt sich aber mit der Lektüre deutlich, da er sich an ein entsprechendes Fachkollegium richtet. Da Russischkenntnisse hilfreich, aber nicht notwendig sein sollten, ist das Begriffswörterbuch im Anhang außerdem eine sinnvolle Ergänzung.

Der dominierende Teil II beginnt chronologisch mit der Darstellung, wie sozialer Protest außerhalb von machtvollen Entscheidungsebenen verortet ist und wie diese nicht-intentionale Politisierung konkret in ihrem Feld zwischen 2015 und 2018 vorstättenging. Die „Wut der Fernfahrer“ entzündete sich ‚von unten‘ und ist so Folge auseinanderstrebender Wertvorstellungen, wie hier in Form der de-facto Privatisierung öffentlicher Straßen durch *Platon*, die „Zahlung pro Tonne“ („платя за тонны“), die die Fahrer ablehnen. Die LKW-Maut, der ‚wilde Streik‘ und die Gründung einer unabhängigen Transportgewerkschaft stellen ein Brennglas dar, unter dem die Polarisierung sozialen Protests gegenüber der Dominanz einer Oligarchie durch die moralische Ökonomie unter den Fernfahrern und ihrem Umfeld aus Familien und Unterstützer:innen in der russländischen Gesellschaft hervortritt. Dass die Fahrer „[d]ie Freiräume innerhalb der Makrostrukturen [...] mittels Mikrostrukturen [gestalten]“ (Perrig: Trucker – Lastwagenfahrer, in: Kuntz: Arbeiterkulturen, 1993, S. 206), stößt so als berufsethische Basis dieser emotional beladenen Diskurse Subjektivierungsprozesse an, die wiederum die ‚moralische‘ Mobilisierung eines Protests ‚des Volkes‘ transformieren.

Die darauffolgenden drei Kapitel gelten Aspekten, die die Konstellationen im Camp sowie sich bildende (prekäre) Allianzen prägen: Die vergeschlechtlichte Fürsorge der Ehefrauen der Fahrer sowie die im Camp stattfindende und die von außen herangetragene Care-Arbeit tragen als soziale Reproduktion (*Zabota*) und „helfende Liebe“ (S. 226) zur Ausdifferenzierung der Akteur:innenrollen im *Narod* bei. Figurierte Klassendimensionen und tradierte Bilder des einfachen, machtlosen ‚Volkes‘ (*prostoj Narod*), das sich korrupten Strukturen einer machtvollen Oligarchie gegenüber sieht, entstehen zudem durch antisemitische, verschwörungsmythische

Züge des Protests (*„gute/schlechte Juden“*, S. 272). Reznikovas Sozialisation in einer nicht-religiösen jüdischen Familie prägt das Erfahren dieser von Antisemitismus begleiteten Subjektivierung deutlich. Dass ihr Aufenthalt im Camp dadurch zu einem Dilemma wurde, lässt sich nicht auflösen und offenbart die Grenzen ethnografischen Arbeitens; „keine [...] intersektionale Reflexion [...] kann hier wirklich helfen“ (S. 267 f.). Die Ambivalenzen im Feld thematisiert sie weiter anhand der anti-urbanen Gegenüberstellung von Moskau mit Russland, die ihre Entsprechung in Liedern und der Auseinandersetzung mit weiteren Protesten findet. Auch hier sind es Abgrenzungen und Unvereinbarkeiten, die den Protest in Konflikte um u. a. Nation und Moral einbetten.

Das offene Moment des Streiks endete im Mai 2017. *Platon* besteht fort. Ob Politik im sozialen Protest im Spiel ist, hat unterdessen jedoch als Erkenntnisinteresse keinen Bestand mehr. Vielmehr ist die Frage danach, *wie* politisch mehr als ökonomische Haltungen und Vorstellungen vom ‚guten Leben‘ sind, bedeutsam geworden. Ein Nachwort fügt dem „zeitdiagnostische Perspektiven“ (S. 387 ff.) hinzu und bietet so beinahe essayistisch Einblick in das fatale Drama „Der einfache Russe und der Krieg“ (S. 391), das sich über das *prostoj Narod* als ideologisch-rhetorischer Fixpunkt einer imperialen Agenda gegen die Ukraine entwickelt hat.

Olga Reznikovas ethnografische und aktivistische Begleitung der Fernfahrerproteste verbindet in einer bemerkenswert breiten Konstellationsanalyse Care-, (Anti-)Urbanitäts- und Antisemitismus-Diskurse und liefert insofern eine durchdringende Nahaufnahme eines von Gerechtigkeitsvorstellungen geleiteten Streiks, der nicht frei von Widersprüchen sein kann. Diese nicht auflösen zu wollen, sondern in ihrer oft schwer aushaltbaren Ambivalenz umfassend darzustellen, ist ein Verdienst des Buches.

Wo entsteht aus Wut eine Intervention, wo ist Raum für (unvermutete) Allianzen und welche Ressourcen mobilisieren diese Kräfte? Diese Fragen lassen aus der mit dem Schroubek-Dissertationspreis ausgezeichneten Arbeit auf die Lage einer Welt in neo-faschistischen Zuständen inner- und außerhalb Russlands schauen. Sie machen Reznikovas kämpferische Anrufung zur Solidarität wider völkisches Treiben zu einem Lehren, wenngleich notwendigen Aufbäumen engagierter Wissenschaft.

Jana Stöxen, Regensburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.19>

Adrian Ruda

Der Totenkopf als Motiv. Eine historisch-kulturanthropologische Analyse zwischen Militär und Moden. Köln: Böhlau 2023, 610 S. (mode global, 4; zgl. Dortmund, Univ., Diss., 2022). ISBN 978-3-412-52890-4.

Mal funkeln sie mit Strasssteinen besetzt, mal sind sie mit Stahlhelm behütet – Totenkopfmotive haben in der Massenmode wie auch High Fashion ein vielfältiges Erscheinungsbild und sind umfangreich auf T-Shirts, Saumbändern oder auf Kopfbedeckungen zu finden. Von diesen Beobachtungen ausgehend widmet sich Adrian Ruda in seiner Dissertationsschrift, die am Seminar für Kulturanthropologie des Textilen entstanden ist, der Multivalenz von Totenkopfmotiven. Ziel seiner Studie ist es, die Gegenwart jener Totenkopfmotive in der Bekleidungsmode durch eine historisch fundierte Argumentation nachvollziehbar zu machen. Dabei setzt er den Fokus auf militärhistorische Kontexte. So stellt er einleitend fest, dass in der (kultur-)wissenschaftlichen wie journalistischen Betrachtung jenes Phänomens bisher kaum militärhistorische Kontexte miteinbezogen wurden, vielmehr stand bisher die christliche Ikonografie im Vordergrund. Im Rahmen seiner historisch-kulturanthropologischen Analyse „motivgeschichtlicher Wanderungen“ (S. 21) entgegnet er folglich nicht nur jener bisherigen Engführung, sondern auch kulturpessimistischen Einschätzungen, gegenwärtige vestimentäre Verhandlungen von Totenkopfmotiven seien sinnentleert.

Der Grundriss der Studie ist in sechs Analysekapitel unterteilt und beginnt mit der Aufarbeitung von populären Narrationen über karibische Piraten, die bis heute als ambivalente Projektionsfläche für Freiheit, Mut, Risiko und Gewalt fungieren. Ruda räumt hier mit der Vorstellung auf, Piraten hätten Totenkopfsymbole auf Kleidung oder Flaggen als Zeichen der Abschreckung genutzt. Vielmehr handle es sich um populär tradierte Narrative in Literatur, Film und Schauspiel. Jenes Kapitel unterscheidet sich nicht nur durch die Quellenbasis, sondern auch in der Grundanlage, da es keinen unmittelbaren militärhistorischen Bezug hat. Die daraufhin folgenden Kapitel sind chronologisch aufgebaut und untersuchen in erster Linie die militärischen Symboliken und die vielschichtigen Funktionen des Totenkopfmotivs auf Uniformen. Ruda beginnt mit den friderizianischen Totenkopfhüsaren in Preußen (1741–1918), deren Nutzung der Totenkopfmotivik grundlegend für die folgenden Einheiten war, denn hier zeigt sich eine zunehmende Abkehr von der christlichen Ikonografie des Memento mori. Außerdem etablierte sich die „Interdependenz mit der schwarzen Uniform“ (S. 184), welche mit der sogenannten Schwarzen Schar und später auch durch die SS weiter fortgeschrieben wurde. Dabei hat Ruda nicht nur die Erwachsenenwelt im Blick, sondern widmet sich auch jugendlichen Gruppierungen von den Werwölfen über die Kittelbachpiraten bis hin zu den Punks.

Durch die tiefgehende Analyse seiner beeindruckenden Quellenbasis macht der Autor deutlich, dass sich keine lineare Genese der Totenkopfmotivik feststellen lässt.

Somit erweist sich seine Herangehensweise, sich dem Untersuchungsgegenstand und den vielfältigen Bedeutungszuschreibungen als „travelling concepts“ (S. 65) zu nähern, als überaus fruchtbar. Jene Metapher der Wanderungen des Totenkopfzeichens ist auf mehreren Ebenen sehr passend, denn es mäandert nicht nur durch symbolische Bedeutungsebenen oder durch die motivische Umgestaltung, sondern auch am Körper des vorzugsweise männlichen Trägers: vom Kopf (auf Tschako, Helm, oder Tellermütze) an den Hals (als Choker oder Kragenspiegel) auf die Brust (als Abzeichen, Anstecknadel) und/oder an den Arm (etwa als Armbinde). Mithilfe historischer wie aktueller Beispiele, vor allem auch durch zahlreiche Abbildungen und deren versierte Einbindung in die Argumentation, zeigt Ruda, wie Elemente von militärischen Uniformen zu Impulsgebern für die Gestaltung ziviler Bekleidung werden können.

Es gelingt ihm, das immense Spektrum des Symbolgehalts von entgrenzter Aggression (etwa bei den Leibhusaren oder der SS) hin zu freiheitlicher Autonomie und Selbstbestimmung (z. B. bei Kittelbachpiraten oder Punk-Gruppierungen) detailgenau herauszuarbeiten. Damit bestätigt er die bereits in der Einleitung vermutete Bedeutungsvielfalt des Totenkopfmotivs als grundsätzliche Eigenschaft, die er auch als „charakteristische Multivalenz des Totenkopfes“ (S. 186) bezeichnet. Mit Blick auf die historische Bedeutungsentwicklung sei diese sogar deutlich differenzierter und paradoxer als bisher angenommen.

Die Relevanz der Studie äußert sich folglich nicht nur durch die gewissenhafte motivgeschichtliche Analyse, sondern auch durch die Rückbezüge zur gegenwärtigen Kleidungskultur – erst recht angesichts der aktuellen Zunahme rechtspopulistischer Kräfte und deren subtiler wie offensichtlicher Bildsprache. Das in mehrerlei Hinsicht gewichtige Werk ist jedoch keine geeignete Reiselektüre. Auch der hohe Preis muss hier erwähnt werden, obgleich er durch die hohe Anzahl der meist farbigen Abbildungen zu rechtfertigen ist.

Ina Hagen-Jeske, Augsburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.20>

Helen Franziska Veit

Scheitern zwischen Stigma und Show. Performative und emotionale Praktiken des Umgangs mit Misserfolg im Event-Format. Baden-Baden: Nomos 2024, 511 S. (Kultursoziologie und Kulturgeschichte der Gegenwart, 3; zgl. Tübingen, Univ., Diss., 2022). ISBN 978-3-7560-1537-5.

Fuckup Nights sind publikumsstarke Veranstaltungen, bei denen als *Speaker* auftretende Personen ihre *Storys* von persönlichen Erfahrungen der Niederlage, des Scheiterns und von Misserfolgen erzählen und schließlich auch von ihren *Learnings*

berichten. Es geht dabei z. B. um Burnouts, Insolvenzen oder beerdigte Geschäftsideen. Helen Franziska Veit hat sich in ihrer Dissertationsforschung ethnografisch mit diesen Veranstaltungen befasst. Sie analysiert die *Fuckup-Events* (FUE) als Phänomen der Gegenwartskultur und interpretiert die dort vollzogenen „Praktiken des Veröffentlichens und öffentlichen Fühlens“ als „praktische Arbeit an (Scham-)Gefühlen und Gefühlsnormen“ (S. 12). Mit diesem Zugang fügt sich die Studie in die Bereiche der kulturwissenschaftlichen Performanz-, Populärkultur- und Emotionsforschung ein. Theoretisch orientiert die Autorin ihre Arbeit konsequenterweise u. a. an den Ansätzen von Goffman, Hochschild und natürlich Monique Scheer, der Erstbetreuerin der Studie. Die FUEs interpretiert die Autorin als typische Bestandteile einer auf Selbstbearbeitung, Selbstdarstellung und Selbstoptimierung orientierten Gegenwartskultur, denn sie machen „Werbung für unternehmerische, projektbasierte Lebensmodelle“ (S. 21) und befördern – dies ist ein wesentlicher Punkt der Studie – auch und gerade in Darstellungen des Scheiterns ein Ideal des Erfolgs. Auch in den lust- und kunstvoll zur Darbietung gebrachten Erzählungen vom Misserfolg gilt es, auf gekonnte, publikumswirksame, eventuell sogar unterhaltsame, authentische oder mitreißende Art ‚gut‘ zu scheitern und daraus gezogene Lerneffekte überzeugend zu präsentieren. Was sich auf der einen Seite als eine konstruktive Arbeit an Fehlerkultur geriert, stellt sich auf der anderen Seite als eine konsequente Fortführung von Leistungsimperativen dar. Entscheidend ist daher für die Autorin auch, die FUEs nicht nur in Bezug auf die sprachliche oder textliche Ebene, sondern im umfassenden Sinn als performative Praxis zu untersuchen – und folglich erweist sich auch der gewählte ethnografische Zugang als sinnvoll und instruktiv. In vier ausführlichen Hauptteil-Kapiteln führt uns die Autorin eng am empirischen Material durch die Welt der Misserfolgs-Aufführungen und beleuchtet unter den Begriffen „Bühne“, „Authentizität“, „Performanz“ und „Sichtbarkeit“ verschiedene Aspekte der Scheitern-Shows mit Unterhaltungscharakter. Diese offenkundig stark an der Theatermetapher orientierte epistemische Ausrichtung hätte evtl. – auch wenn einschlägige Arbeiten von Erika Fischer-Lichte durchaus rezipiert wurden – eine noch etwas stärkere Verknüpfung mit theaterwissenschaftlichen Ansätzen vertragen. Gleichwohl ethnografisch dicht und theoretisch sicher entwickelt, entfaltet Helen Franziska Veit ihre zentrale These, dass die FUEs in ihrer ganzen Ambivalenz zwischen offenerzigem Bekenntnis zum Misserfolg, Authentizitätsfeier und performativer Beschwörung des Weitermachens letztlich die Erfahrung des Scheiterns hin zu einer neuen Erfolgsideologie verschieben. Das reale Scheitern wird zum „Zwischenergebnis“ (S. 429) diminiert, das eben nicht als definitiv gelten soll, sondern nur eine Verschnaufpause auf dem Erfolgsweg nach oben darstellt. Unweigerlich werden Erinnerungen an das ‚Probleme sind nur dornige Chancen‘-Diktum eines heute sehr prominenten deutschen Politikers wach, und völlig zu Recht fragt die Autorin, was denn eigentlich mit jenen sei, die ihr Scheitern als endgültig erleben. Umgekehrt wird jedoch durch die

angestrebte Normalisierung des Scheiterns auch der Erfolg im Rahmen der FUEs zu einer vorläufigen Kategorie und damit insgesamt die transitorische Grundbefindlichkeit „spätmoderner Subjekte“ (S. 433) herausgestellt. Diesen oft primär theoretisch-soziologisch proklamierten Befund an einem konkreten empirischen Feld sorgfältig und im Detail ethnografisch rekonstruiert zu haben, ist sicherlich einer der wichtigen Verdienste dieser umfassenden, gründlich gearbeiteten, aber nicht immer leicht zu lesenden Studie. Daher sei zuletzt eine vorsichtig-kritische Anmerkung zu formalen Aspekten erlaubt, denn der Text zeichnet sich auch durch einen exzessiven Zug aus: Trotz des anschaulichen und aussagekräftigen empirischen Materials ist die Lektüre bisweilen etwas langwierig. Das Buch ist mit 511 Seiten für meinen Geschmack insgesamt zu umfangreich und zudem mit einem Ladenpreis von 124 Euro für Privatpersonen eindeutig zu teuer. Gleichwohl soll und wird es den Weg in manche Bibliothek finden, und es sind ihm viele interessierte Leser:innen zu wünschen.

Timo Heimerdinger, Freiburg i. Br.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.21>

Theresa Perabo

Wilhelm Mannhardt und die Anfänge der Volkskunde. Neue Wege der Wissensproduktion im 19. Jahrhundert. Münster: Waxmann 2022, 464 S. (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 23; zgl. Mainz, Univ., Diss., 2020). ISBN 978-3-8309-4479-9.

Mit Theresa Perabos „Wilhelm Mannhardt und die Anfänge der Volkskunde. Neue Wege der Wissensproduktion im 19. Jahrhundert“ ist eine Dissertationsschrift vorgelegt worden, die überzeugend darstellt, wie fruchtbar und relevant fachgeschichtliche wissens- und wissenschaftshistorische Studien sein können. Mannhardt ins Zentrum dieser reflexiven Arbeit zu rücken, dient dazu, viel mehr zu vermitteln als eine Forscherbiografie. Es ist Perabos praxeologischer Zugang, der das *Wie* in der Herstellung wissenschaftlichen Wissens befragt und historische Forschungspraxis mit aktuellen Fragestellungen verbindet.

Gegliedert ist die Arbeit neben der präzisen Einleitung (I) und einem ebenso klar und abschließend einordnenden Schlusswort (IX) in sieben inhaltliche Kapitel. Als eigentlicher biografischer Teil dient „eine Lebensskizze“ (II), die angenehm kurz(-weilig) ausfällt. Deutlich umfangreicher gestalten sich die beiden nachfolgenden Kapitel zum untersuchten Material und den Quellen. Spätestens hier wird ersichtlich, dass der in der Fachgeschichte häufig genannte Mannhardt in der Forschungspraxis deutlich weniger frequentiert wurde. Ingeborg Weber-Kellermanns Neuauslegung (1965) stellt sicher eine bis in die Folgedisziplinen der Volkskunde wirkende Ausnahme dar. So hält auch Perabo für den Nachlass Mannhardts, der

nach seinem Tod an die Universität Berlin übergeben wurde, fest: „Trotz einer Bestandsgeschichte von hundervierzig Jahren sind bis in die heutige Zeit insgesamt lediglich zwei umfangreiche Zugriffe auf das Material nachzuvollziehen [...]“ (52 f.). Die Kapitel V bis VIII sind nach den Formen der Mannhardt'schen Wissensproduktion sowie Wissenschaftspraxis benannt und gegliedert: „Theoretisieren“, „Institutionalisieren“, „Forschen“, „Überzeugen“ werden durch Perabos methodische und theoretische Neubefragung sowie Akzentuierung in aktuelle Forschungskontexte gebracht.

537 erschlossene Quellen aus 29 Institutionen und 13 Ländern bilden die breite Basis für die Analyse. Dabei konnte die Autorin auch auf bisher unbekannte oder nur in Manuskriptform vorliegende Quellen zugreifen, wie zum Beispiel auf Mannhardts Austausch mit den Brüdern Grimm oder das Autograf „Das Studium der Volksüberlieferung“ (1864 [Datierung durch T.P.]). Letzteres gilt ihr als zentral „für die Frage nach den Formen volkskundlicher Wissensproduktion in Bezug auf ihr disziplinäres Selbstverständnis in Vergangenheit und Gegenwart [...]“ (107 f.).

Den theoretischen Rahmen der Arbeit bilden Ansätze der kulturalanthropologischen Wissensforschung und der *Science and Technology Studies*. Gerade mit dem Bezug zu Bruno Latour liegt der Fokus auf der wissenschaftlichen Praxis in ihren situativen Bezügen, die in den Kapiteln V bis VIII und den jeweiligen Themenfeldern ausgeführt werden.

In ihrer konstruktiv-kritischen Analyse beschreibt die Autorin Mannhardt als einen frühen Volkskundler, der durchaus schon in Ansätzen feldforschend gearbeitet hat, als einen Mythologen, der nicht starr evolutionistisch dachte, und als einen Menschen, der auch aufgrund seiner körperlichen Beeinträchtigungen zwar eine Außenseiterrolle einnahm, aber fächerübergreifend und international dachte und entsprechende Unterstützung gewann.

Wer sich also der (Re-)Lektüre von Mannhardt, einer weiterführenden Auseinandersetzung mit den Anfängen der Volkskunde und kritischer Wissenschaftsgeschichte widmen möchte, der/dem ist Theresa Perabos Studie zu empfehlen. Gerade ihre akribische Quellenarbeit, das erstmals vorliegende kommentierte Publikationsverzeichnis (Anhang A) und die Abschrift zweier Manuskripte (Anhang D und E) machen die Dissertation unverzichtbar für zukünftige Forschungsarbeit.

Felix Linzner, Marburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.22>

Sandra Eckardt

Pferdewissen. Ein wissensanthropologischer Blick in die Hannoveraner Pferdezucht. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen 2023, 303 S. (Göttinger Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 16; zgl. Göttingen, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-86395-434-5.

Das Wissen um Pferde und Pferdezucht ist ein über Jahrhunderte gewachsenes, in vielen Aspekten immaterielles Kulturgut und zugleich ein regionaler Wirtschaftsfaktor. Die Göttinger Kulturanthropologin Sandra Eckardt bewegt sich auf den Spuren dieses Wissens und begleitet den Arbeitsalltag und die Entwicklung mehrerer Pferdeindividuen von der Geburt bis zum Turniererfolg. Ihre Perspektive entwickelt sie aus der Wissensforschung sowie der *multispecies ethnography*. Die zentralen Fragestellungen lauten: „Was ist Pferdewissen?“ und „Wie hat es sich angesichts der gesellschaftlichen Transformationen der vergangenen Jahrzehnte verändert?“. Der Fokus liegt auf den aktuellen Bedingungen bei der Herstellung des Wirtschaftsprodukts ‚Hannoveraner‘. Der primäre Lokus dieser *multisited ethnography* ist ein landwirtschaftlicher Familienbetrieb.

Wie Eckardt treffend anmerkt, ist der Pferdesport ein ökonomisch und ethisch stark umkämpfter Bereich. Das beginnt bereits bei den Themen Rasse und Zucht. Hier vertritt die Autorin eine zentrale und wichtige These der *Human-Animal Studies* (HAS), nämlich, dass Kategorisierungen der Tierwelt auch etwas über die Menschenwelt aussagen. Beispielsweise hängt die Favorisierung der Hengstlinien mit der insgesamt patriarchal geprägten Reiter*innenwelt zusammen. Die Autorin dekonstruiert genderkritisch diese Zusammenhänge, zeigt aber zugleich alltägliche und habituelle Überschreitungen der Geschlechtergrenzen. Sensibel stellt die Studie die Gefühle der Landwirt*innen dar, das „zärtliche Sprechen der Männer“ (S. 59) und die persönlichen Beziehungen zu den Pferden, unter denen es, wie zu erfahren ist, auch ‚Rampensäue‘ gibt.

Überzeugend analysiert die Autorin außerdem die Blickregime (Foucault) einer globalisierten und standardisierten Züchter*innen-Kultur und geht den interessanten Fragen nach, was diese Normierungen alltagsweltlich bedeuten, wie sie hergestellt und herausgefordert werden. Fragen nach objektiven Maßstäben und moralisch richtigem Verhalten sind hart umkämpft, wobei die wohl schärfste Konfliktlinie zwischen den wissenschaftlich informierten Milieus, auf deren Arbeit die Gesetze basieren, und den Züchter*innen mit ihren lokalen Wissensbeständen verläuft. Diese eint das Ethos der *Horsemanship*, das die Individualität des Pferdes in den Vordergrund stellt, wobei gerade der Kult der Individualität die Grundlage ökonomischen Erfolgs ist. Erhellend ist dabei auch, dass diese Blickregime mit der Geschichte der Fotografie und damit auch mit Experimenten der künstlerischen Avantgarde verbunden sind. Noch heute sind fotografische Konventionen zentraler Bestandteil des züchterischen Zeigens und ‚Sehen-Lernens‘.

Darüber hinaus wird ethnografisch dicht die individuelle Entwicklung eines ausgewählten Pferdes in Form einer Langzeitstudie (beachtliche fünf Jahre) von der ersten Leistungsprüfung bis zum Landeschampionat nachgezeichnet. Mit dieser geradezu spannenden Erzählung kann Eckardt anschaulich den Widerspruch zwischen romantischen Gefühlen und kapitalistischer Inwertsetzung darstellen.

Eine Vielzahl an Fotografien aus der Feldforschung sowie visuell-anthropologische Video-Clips ergänzen das Material und sprechen eine sehr einfühlsame Bildsprache.

Die Studie leistet einen wichtigen Beitrag zu mehreren Wissenschaftsfeldern, von denen nur drei hier genannt werden sollen: Zum einen ist die Studie ein gelungenes Beispiel einer feministischen Ethnografie, die gendersensibel argumentiert, ohne dabei Kategorien von Klasse, Schicht und Milieu aus dem Blick zu verlieren. Sie geht mit einer großen Offenheit ins Feld und kommt zu dem bemerkenswerten Ergebnis, dass in der Züchter*innenkultur Milieuzugehörigkeit bedeutsamer ist als die geschlechtliche Identität. Sie leistet zum zweiten, und daran anknüpfend, einen wissensanthropologischen Beitrag jenseits konventioneller Binaritäten von Erfahrungs- und akademischem Wissen in der Tradition Donna Haraways und, speziell für Deutschland, Christina von Brauns und Inge Stephans Klassiker „Gender@Wissen“ und geht darüber hinaus. Die gesamte Arbeit zeugt von einer tiefen Durchdringung des heterogenen Felds der Wissensforschung. Nicht zuletzt entwickelt sie eine zeitgenössische Perspektive auf ein Dauerthema der Empirischen Kulturwissenschaft, nämlich der Spannung zwischen Tradition und Moderne, die Warneken einmal als volkskundliches „Unbehagen in der Moderne“ charakterisiert hat. Eine Spannung, die Eckardt wohlweislich in der Schwebe hält.

Besonders hervorzuheben sind nicht zuletzt Eckardts unstillbare Neugierde und der Ehrgeiz, das züchterische Sehen auch für sich selbst zu erlernen. Diese ethnografischen Tugenden machen die Studie so innovativ und zudem auch sehr gut lesbar.

Anja Schwanhäüßer, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.23>

Martina Röthl/Barbara Sieferle (Hrsg.)

Erfahrung. Kulturanalytische Relationierungen. Münster: Waxmann 2023, 245 S.
ISBN 978-3-8309-4683-0.

Trotz zahlreicher Postulierungen der Fachspezifik als eine ‚Erfahrungswissenschaft‘ blieb der Kern dieser Forderung oder Positionierung unterbestimmt. Selten wurden Versuche unternommen, den Begriff der Erfahrung zu präzisieren. Im Rahmen eines Online-Workshops im November 2020 sollte nun eine konzentrierte Annäherung erfolgen. Mit dem von *Martina Röthl* und *Barbara Sieferle* vorgelegten Band

sind die Ergebnisse, Diskussionen und Fortführungen dieser Zusammenkunft der Fachöffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Am Ende steht keine abschließende terminologische Klarheit – das war weder das Ansinnen von Herausgebenden noch Beitragenden (S. 45) –, sondern eine Vielzahl theoretischer Perspektiven, die überzeugende Denkangebote für die Urbarmachung des Begriffs in der empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschung liefern.

Einleitend ordnen die Herausgeberinnen das Vorhaben ein und benennen klar den Minimalkonsens der Diskussionsbeiträge: Erfahrung gelte es als „historisch entstandenes, sozial formiertes, von Macht durchdrungenes und grundlegendes *kulturelles* Konstrukt“ (S. 8) in seiner Relationalität zu begreifen. Davon ausgehend schlagen die Autorinnen vor, besonders nach den „Entstehungsprozessen (inter)subjektiver Erfahrungen“, „Ausdrucksformen“ und „Möglichkeitsbedingungen“ (S. 9) zu fragen. Ein pointierter Überblick über die Beiträge umreißt die Konzepte und Themen, mit denen Erfahrung in Beziehung gesetzt wird. Dabei werden auch die theoretischen Fluchtpunkte deutlich.

Stefan Groths Bearbeitung der Verbindung mit Alltag skizziert vormalige Grundlinien der Diskussionen nach. Punktuell meldet er besonders in Bezug auf Alfred Schütz und Thomas Luckmann Widersprüche an und gelangt schließlich zu einer positiven Bestimmungsmöglichkeit von Alltag. Ein diskurstheoretisches Konzept von „Erfahrung / Erfahrung“ (S. 53) stellt in *Sabine Eggmanns* Ausführungen die wechselseitige machtvolle Produktion von Erfahrung und Diskursivierungen scharf und bietet Anknüpfungspunkte für eine kulturwissenschaftliche Gesellschaftsanalytik. Phänomenografisch argumentieren *Patrick Bieler*, *Milena Bister* und *Jörg Niewöhner* anhand ihrer Forschungen in der psychiatrischen Praxis, wie „Erfahrung durch Wissenspraktiken sowohl gesellschaftlich infrastrukturiert wird als auch infrastrukturierend wirkt“ (S. 74). Zweifel dominiert *Ingo Schneiders* Ausführungen über Albrecht Lehmanns Grundannahme eines Zusammenhangs zwischen Erfahrung und Erzählen. Dabei wird zwangsläufig auch der Blick auf das Andere der Erfahrung und des Erzählens gelegt. Für ein praxeologisches Verständnis von Erfahrung plädiert *Christine Schmid*, wenn sie auf deren konjunktive und disjunktive Funktionen verweist und dabei auch zentrale methodologische Zusammenhänge der ethnografischen Forschung sichtbar macht. Anhand der geschlechtertheoretischen und feministischen Diskurse um Entkörperung und Naturalisierung zeigt *Victoria Hegner* nicht nur die Produktivität des Blickwechsels zwischen „gesellschaftliche[r] Konstruiertheit von Erfahrungen“ sowie „sinnlich-leiblichen Aspekte[n]“ (S. 131) auf, sondern sensibilisiert gleichermaßen für sinnige ethnografische Wissensformate. Erfahrungserwerb als prozessuale Entwicklung von *implicit* oder *tacit knowledge* stellt bei *Regina F. Bendix* den Rahmen der Ausführungen dar und liefert Argumente für die Verschränkung multisensorischer ethnografischer Ansätze mit Fragen von Körperlichkeit und Wissen. Barbara Sieferle orientiert sich phänomenologisch-leibtheoretisch mit ei-

nem Verständnis von „Erfahrung als leibliches Zur-Welt-Sein“. Ihre „Embodiment-Perspektive“ (S. 172) erscheint dabei nicht nur als tragfähiges Konzept, sondern darüber hinaus als Reflexionsfolie, die hilft, ethnografische Forschung als erfahrungsvollen Modus des Zur-Welt-Seins zu begreifen. Wie vielfältig und heterogen Formen des Erfahrens in Lehr-Lern-Settings sein können, verdeutlicht *Sibylle Künzler* aus einer „post-ANT-orientierte[n], praxeographische[n] Perspektive“ (S. 179), wobei nicht zuletzt machtbezogene bzw. hegemoniale Dimensionen aufleuchten. Feinsinnig präpariert *Martina Röthl* Spuren von Erfahrung aus dem Werk Foucaults, setzt diese in Bezug zu dessen Verständnis von Subjektivierung und erweitert dies hegemonietheoretisch. Das von ihr dabei – auch bereits zuvor – vorgeschlagene Konzept der „Subjektivierungspotentiale“ (S. 209) vermag es, die diskurstheoretisch bedingt fassbaren (empirischen) Erfahrungen zu integrieren, und leistet damit einen erheblichen Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Subjektivierungsforschung. Abschließend werden bei *Inga Wilkes* Relationierung mit Zeit(en) nicht nur Bezüge zur zeitlichen Selbstverortung und alltäglichen Gesellschaftsdiagnose deutlich, sondern sie sensibilisiert auch für die Temporalität des Erfahrens.

Auch wenn die Beiträge hier nur stark verkürzt – und dadurch um wesentliche Punkte beschnitten – dargestellt werden können, ist es wichtig, sich diese konzeptuelle Breite vor Augen zu führen und den Positionen in dieser Rezension Raum zu geben. Es zeichnen sich Tendenzen zu phänomenologischen und gleichermaßen diskursanalytischen sowie hegemonietheoretischen Konsensbildungen ab – diese sind keineswegs neu, deren Verquickung scheint jedoch sinnig zu sein. Natürlich sind dabei konzeptuelle Auslassungen bemerkbar: Kaum jemand wird die vormals das fachliche Verständnis von Identität prägende Position George Herbert Meads vermissen, womöglich dafür aber postkoloniale oder symboltheoretische Perspektiven. Auch könnten einzelne Stellen herausgegriffen und dabei theoretisch spitzfindig angezweifelt werden – warum beispielsweise bei den Schütz- und Luckmann-Lesarten die ‚Transzendenzen‘ ausgeklammert bleiben. Weitere Ergänzungen könnten so auch umschiffte Bereiche wie die Domäne des Un-Erfahrbaren, die Partialität von Welterfahrung oder die symbolische Vermittlung einfangen – oder in der Auseinandersetzung begriffliche Demarkationslinien und Ausschlüsse liefern. Eine derartige Pedanterie würde dem Band jedoch nicht gerecht werden.

Es ist ein großes Verdienst der Beitragenden, einen Denkraum für diesen kulturanthropologischen Schlüsselbegriff eröffnet zu haben. Bezogenheit und Bezugnahme der Beiträge aufeinander, die für Sammelwerke beinahe ungewöhnlich sind, werden eben erst in der Überschau deutlich: Sie spannen einen Möglichkeitsraum auf, markieren Momente für ethnografische Blickwechsel, können selbst zueinander in Relation gesetzt werden, ergänzen sich dabei sinnvoll und bieten die Möglichkeit, sich gegenseitig produktiv herauszufordern. Dabei zeichnen sich – am bescheiden formulierten Vorhaben gemessen – bereits recht konkrete Wege zu methodischen

Forschungsprogrammen ab. Es bleibt zu hoffen, dass dem durchweg gelungenen Band eine breite Rezeption und weiterführende Diskussion beschert wird – ganz im Sinne Ingo Schneiders: „Es wäre ja schade, wenn alles geklärt wäre“ (S. 94).

Patrick Pollmer, Regensburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.24>

Mark Dunkley/Lisa Mol/Anna Tulliach (Hrsg.)

Heritage at War. Plan and Prepare. Winwick, GB: The White Horse Press 2024, 238 S. ISBN 978-1-912186-86-0.

Das Victoria und Albert Museum (V & A) in London war Gastgeberin für die 2023er-Tagung, aus welcher der hier besprochene Band hervorging, organisiert gemeinsam mit den *Museum Studies* der University of Leicester. Dass dieses Museum eine tragende Rolle spielt(e) in der Thematisierung und proaktiven Verhinderung von Kriegsschäden und illegitimer Aneignung (bzw. Plünderung) von kulturellem Eigentum, geht auf dessen Aufarbeitung von Zerstörungen dieser Art im Ersten Weltkrieg und die Planung des Evakuierens und Verbergens seiner Sammlungen im Zweiten Weltkrieg zurück. Die Gründung des *Culture in Crisis*-Programms am V & A (<https://www.vam.ac.uk/info/culture-in-crisis/>) schließlich ist der Vision von Martin Roth zu verdanken, der 2014 als damaliger Direktor dieses renommierten Hauses die Zerstörung von Kulturgütern durch ISIS als Aufforderung an Museen sah, sich aktiv im Kulturgüterschutz in Konfliktgebieten einzubringen (S. 195). *Vernon Rapley* schildert die Genese dieses Programms in seinem Beitrag; er selbst ist heute u. a. Direktor für *Cultural Heritage Protection and Security* am V & A, früher war er Detektiv für Scotland Yard im Bereich Kunst- und Antiquitätendiebstahl und nahm verschiedene Rollen in internationalen Geflechten gegen illegalen Kunsthandel ein. Unter den 14 Autor*innen dieses Bandes ist Rapleys Profil nicht außergewöhnlich. Fast deren Hälfte sind oder waren aktiv in einer Armee. Egal ob in Kunstgeschichte, *Critical Heritage Studies* oder Geografie ausgebildet, sind alle Autor*innen mit der Verhinderung (oder zumindest Reparatur) von Kriegsschäden und dem Schutz von Kulturgut in Kriegszeiten befasst.

Die Zusammensetzung der Autor*innenschaft ist eine wesentliche Erinnerung: Zu leicht vergessen wir, dass sämtliche Kulturerbe-Konventionen der UNESCO zurückgehen auf deren Haager Konvention von 1954, die den Schutz von Kultureigentum im Falle von bewaffnetem Konflikt einforderte. Wenn sich die ethnografische Kulturerbeforschung mit ‚*Heritage on the Ground*‘ befasst, so interessieren etwa Akteur*innen und Praktiken von Nominierungen, Wertsetzungen und ideelle ebenso wie wirtschaftliche Nutzung. Für die in diesem Band versammelten Beiträger*innen sind die Werte insbesondere ideeller Art gesetzt; fokussiert werden konkrete Kultur-

güterverluste und Möglichkeiten der Prävention in Konflikt- und Kriegssituationen. Ebenso scheint Krieg als eine bis jetzt nicht verhinderbare menschliche Konstante aufgefasst zu werden, was angesichts der militärischen Ausbildung mancher Beiträger*innen nicht überrascht. Dennoch erscheint das am Ende der Einleitung präsentierte Experiment, ChatGPT um ein ‚Sonnet‘ zum Thema „Kulturgüter-Zerstörung in Konflikten“ zu bitten, etwas zu naiv. Die Autor*innen *Mark Dunkley*, *Anna Tulliach* und *Lisa Mol* meinen zu diesem in Gänze abgedruckten Gedicht mit dem Titel *Shattered Beauty: On War's Cultural Cost*: „What is significant in the poetry produced by ChatGPT is the clear connection between tangible cultural artefacts and the intangible human mourning of loss for those artefacts“ (S. 20). Zumindest die letzten Reime der künstlichen Intelligenz irritieren: „Let history be a testament to learn; from devastation, unity we'll earn“ (S. 21). Denn: Letztendlich ist der ganze Band ein Zeugnis dafür, dass die Zerstörung von Kulturgütern, ob als besonders perfide Kriegstaktik oder als nachlässiger oder unwissender Akt, zu den Kollateralschäden von Konflikt und Krieg kaum Lerneffekte hervorgebracht hat, was die basalen Instinkte unserer Spezies betrifft. Zumindest sollte ChatGPT gelernt haben, dass Menschen aus Kriegserfahrungen nicht genug lernen – aber vielleicht hat hier der Algorithmus für ‚Sonnet‘ die Belesenheit der KI verdrängt.

Die zehn Kapitel sind hälftig unterteilt: Im ersten Teil wird das Lernen aus der Vergangenheit bearbeitet, im zweiten stehen die Möglichkeiten von Prävention und Schutz im Vordergrund. Das erste Kapitel widmet sich einem gut belegten Fall aus der alten Geschichte – der Zerstörung des zweiten Tempels in Jerusalem im Eroberungskrieg der Römer im Jahr 70 n. Chr. *Kevin Malmquist* durchsucht verschiedenste schriftliche Quellen nach Spuren antiken Kriegsrechts, die auf den Umgang mit sakralen Gütern und Kunst hinweisen. Er findet Kritik an Plünderungen, die jedoch auch als ‚üblich‘ aufseiten der Gewinner bezeichnet wurden. ‚Militärische Notwendigkeit‘ war und bleibt ein legitimer Grund für die Zerstörung von kulturellem Eigentum (S. 35). Ob der Heerführer Titus vorhatte, den zweiten Tempel zu zerstören, bleibt in der Quellenlage unschlüssig, möglich erscheint sowohl Intention wie auch ein unkontrolliertes Wüten der Soldaten. Die Disziplin römischer Soldaten sei nicht so idyllisch gewesen, wie das in manchen Repräsentationen erscheine (S. 39). *Malmquists* Quellenstudium bezeugt die fast unveränderte Problemlage, was den Umgang mit Kulturgütern im Krieg und während Besetzungen betrifft. Auch im zerstörten Tempel wurden offenbar manche verbliebenen Raumstrukturen genutzt, genauso wie kämpfende Parteien der Weltkriege des 20. Jahrhunderts Paläste, Museen und sakrale Bauten nutzten, um Truppen temporär einzuquartieren. Die folgenden Kapitel sind im 20. Jahrhundert angesiedelt. *Carlotta Coccoli* präsentiert, was Italien aus den Kulturgüterverlusten des Ersten Weltkriegs lernte, welche Gesetze Italien in den 1930ern erließ, um z. B. Sakralbauten vorbeugend zu schützen und museale Sammlungen zu verbergen. Italien war damit quasi führend in der Fürsorge um Kulturrei-

gentum. Sodann betrachtet sie die Arbeit des angloamerikanischen Museums „Fine Art and Archives Program“ (MFAA, eines von vielen Akronymen für temporäre oder dauerhafte Organisationen für kriegsbedingten Kulturgüterschutz), welches ab 1943 nur unter strikter militärischer Anleitung (S. 52) in Italien zu agieren begann. In den zwei folgenden Kapiteln wird die Entwicklung von Kulturgüterschutz des Vereinigten Königreichs präsentiert (*Roger Curtis* und *Mark Dunkley*); es werden die Lehren dargestellt, die Südkorea aus dem Zweiten Weltkrieg (wo die Rolle der US-Armee sehr kritisch kommentiert wird) und dem Koreanischen Krieg für den Kulturgüterschutz zog – eine besonders frustrierende Situation, da dieser Konflikt im Effekt in einem Waffenstillstand eingefroren bleibt (*Chang-hun Yang*).

Mitherausgeberin *Lisa Mol*, eine Geografin, beschäftigt sich im fünften Beitrag mit steinernen Kulturerbestätten, den Langzeitschäden, die Gestein im Lauf von Jahrhunderten bis Jahrtausenden aufweist, und den wissenschaftlichen Möglichkeiten, kriegsbedingte Schäden herauszuarbeiten und für forensische Untersuchungen zur Verfügung zu stellen. Die Faktoren, die hier zusammenkommen, sind bedrückend: Welche (stets neuen) Waffen wurden in welchem Kontext unter welchen Wetterbedingungen aus welcher Distanz in welcher Umwelt eingesetzt? (S. 96). Sie präsentiert ein relativ einfaches Formular zur Beschädigungseinschätzung (S. 105), auf dessen Basis forensische Untersuchungen allenfalls eingeleitet werden können. Letztere haben an Interesse gewonnen, seit völkerrechtlich tätige Jurist*innen absichtliche Zerstörung von Kulturgut in Konfliktsituationen vermehrt strafrechtlich verfolgen. Die Beweisaufnahme gestaltet sich kaum eindeutig: „Unfortunately, whether a heritage site has been damaged through deliberate targeting or accidental crossfire can be extremely difficult to conclusively prove“ (S. 109).

Die Beiträge des zweiten Teils sind unter den Titel „Preparing for the Present“ gruppiert. Neben dem bereits erwähnten Beitrag von *Rapley* schildert *Ankie Petersen* im sechsten Kapitel ihre Arbeit als Liaison-Offizierin für Kultureigentumsschutz in der niederländischen Armee. Auch sie greift auf Rettungsaktionen im Zweiten Weltkrieg zurück – hier spezifisch Ereignisse, die auch in *George Clooneys* Spielfilm „Ungewöhnliche Helden“ von 2014 thematisiert wurden. Da auch niederländische Soldaten heute hauptsächlich als Schutztruppen in ‚fremdem‘ Gebiet eingesetzt werden, sind Kurse zur *cultural awareness* Teil des Programms vor der Entsendung, wo ein Minimum an Wissen auch über Kulturerbe der zu schützenden Region vermittelt wird. Dabei werden nicht nur materielle Dimensionen in den Blick genommen, sondern auch Narrative und Rituale, die Kulturerbe verankern und allenfalls auch zu Handlungen motivieren (S. 125 f.); dadurch soll auch die digitale Kriegsführung unter Nutzung solcher Bedeutungscluster Beachtung finden. *Tim Le Berre* schildert den Wandel der Kulturgut-Handhabung im Kontext von Krieg und Konflikt in Frankreich von 1870 bis zur Gegenwart. Beachtenswert ist hier etwa die Anordnung von 1939, keine historischen Monumente zur Installation von Verteidigungswaffen zu

nutzen, damit die deutsche Propaganda dies nicht nutzen könne, um solche Kulturgüter zu vandalisieren (S. 160). Dieses achte Kapitel zeigt eindrücklich, wie sich die Kompetenz des Kulturgüterschutzes verdichtet und verändert hat – waren die Beauftragten früher Kulturerbe-Expert*innen in Uniform, so sind es heute kuratorisch gebildete Offizier*innen bzw. militärische Kulturerbe-Profis. Im neunten Kapitel rückt *Amira Sadik Aly* die wichtige Rolle von NGOs für den Kulturgüterschutz in Ägypten seit den systemverändernden Unruhen ab 2011 in den Vordergrund. Hier resultierten die Unruhen des arabischen Frühlings anfänglich in diversen Schäden und Plünderungen. Unterschiedliche Interessenvertreter*innen fanden sich in der Folge zusammen, um kulturministeriale und zivile Anliegen zum Kulturgüterschutz in Form von Bildungs- und Trainingsinitiativen aufzubauen und an konkreten Fällen zu implementieren.

Für Kulturwissenschaftler*innen sind nicht nur die konkreten Fallbeispiele und die Positionalität der Autor*innen von Interesse. Es gibt auch einiges zu lernen über Organisationen, die sich dem Kulturgüterschutz verschrieben haben. So etwa die private Non-Profit-Organisation „ALIPH“, die auf ihrer letzten Sitzung im Dezember 2024 gerade ihre Zielsetzung erweitert hat, um nicht nur Kulturerbe in Konfliktgebieten, sondern auch Gefährdung durch Klima- und Umweltkatastrophen mitaufzunehmen (<https://www.aliph-foundation.org/en>). Auch „Blue Shield“ wird mehrfach beleuchtet, so im Vorwort, der Einleitung sowie in Kapitel 3 und insbesondere Kapitel 7, in welchem *Manana Tevzadze* ein zweijähriges, von der lokalen „Blue Shields“-Gruppe durchgeführtes Projekt in der georgischen Stadt Gori – situiert an der seit 2008 durch Russland bedrohten neuen Grenzziehung – zusammenfasst. „Blue Shield“ ging aus den gemeinsamen Bestrebungen der vier großen NGOs für Archive, Museen, Monumente und Bibliotheken hervor (ICA, ICOM, ICOMOS, IFLA) und bezweckt u. a. internationales Eingreifen, wenn Kulturgüter bedroht sind. Sie vermittelt Strategien der Vorbereitung auf Risiken und bildet Expert*innen auf nationaler und regionaler Ebene aus (S. xix; „Blue Shield“-Website: <https://theblueshield.org/about-us/who-we-are/>). Das kleine georgische Fallbeispiel von Tevzadze zeigt eindrücklich, wie die Wissensvermittlung und Trainingseinheiten in ziviler und militärischer Kooperation einem kulturhistorischen und ethnografisch orientierten und für die Regionalgeschichte sehr wesentlichen Museum Perspektiven und konkrete Handhaben zur Verfügung stellten, um den Schutz zu verbessern.

Sowohl die 1954er Haager Konvention wie auch die vielen lobenswerten Aufarbeitungen und Initiativen, die in „Heritage at War“ vorgestellt werden, bezeugen den enormen Einsatz, den bedrohte Kulturgüter generiert haben. Was höchstens marginal thematisiert wird, aber nicht nur zu Schaden an Kulturgütern, sondern immer wieder an Umwelt und Mensch führt, ist die sinnlich-emotionale Macht von Uniformen, militärischer Ausbildung und Kriegserleben, Menschen in unmenschliche Zerstörungsentitäten zu verwandeln – Menschen, die, wenn sie überhaupt überleben,

selbst wiederum lebenslänglichen Schaden von ihren Taten davontragen. Le Berre kommt diesem Dilemma in seinem Beitrag am nächsten, wenn er einleitend anmerkt: „Between destruction and protection, we'll see that the soldier's position is as singular as it is ambivalent when it comes to considering his relationship with cultural property in the context of military operation“ (S. 150). Kulturgüter (wert-)schätzen zu können, ist eine Frage von Bildung, in Teilen auch von sozialer Schicht (sind doch manche Kulturgüter höchst exklusiv) und von Frieden. Nur in konfliktfreien Zeiten kann eine gruppenübergreifende Auseinandersetzung mit und Wertschätzung von kulturellem Erbe überhaupt greifen. Die UNESCO zielt mit ihren Kulturerbe-Konventionen im Prinzip darauf, materiellen und immateriellen Kulturgütern Status als Erbe der Menschheit – statt partikularen Interessen wie Nationen oder Ethnien – zu verschaffen. Doch selbst der Wettbewerb darum, wessen Kulturgüter diesen Status erreichen, hat kompetitive Aspekte, und nur mit Mühe wachsen v. a. im Bereich des immateriellen Kulturerbes die Nominierungen, die von mehreren Staaten gemeinsam getragen werden.

Regina F. Bendix, Göttingen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.25>

Florian Schäfer/Janin Pisarek/Hannah Gritsch

Fabeltiere. Tierische Fabelwesen der deutschsprachigen Mythen, Märchen und Sagen. Köln: Böhlau 2023, 255 S. ISBN 978-3-412-52757-0.

Vor mir liegt ein von der Designerin Antje Kharchi optisch überaus ansprechend gestaltetes Buch, fadengeheftet, gedruckt auf hochwertigem seidenmatten Papier, ausgestattet mit kunstvoll arrangierten Farbfotografien, und dennoch lehrt uns dieses Werk das Gruseln, denn es handelt von tierischen Schreckgestalten, die Mythen, Märchen und Sagen bevölkern: Aufhocker lauern ihren Opfern in Wäldern und Hohlwegen auf und lassen sich nicht mehr abschütteln, Wurmdämonen lösen tödliche Krankheiten aus, Drachen speien Feuer und verbreiten auf ihren Raubzügen Angst und Schrecken, Werwölfe stehen mit dem Teufel im Bund und beißen wild um sich, Kindern im Alpenraum wurde damit gedroht, die Habergeiß, ein ziegenähnliches Wesen mit Pferdehufen, würde sie holen, wenn sie nicht artig sind.

Der Biologe Florian Schäfer, die Erzählforscherin Janin Pisarek und die Fotografin Hannah Gritsch haben es sich nach dem Erfolg ihres ersten gemeinsamen Buches „Hausgeister!“ (2020) zur Aufgabe gemacht, Geschichte, Entstehung und Verbreitung von Fabeltieren in populären Erzählungen des deutschsprachigen Raumes aufzuzeigen.

Der Mensch der vorindustriellen Zeit vermutete hinter numinosen, unerklärlichen, furchterregenden Phänomenen sonderbare Tierwesen am Werk und raunte sich

Schauergeschichten über deren Praktiken zu. Solche Gestalten sind nicht in Fabeln anzutreffen, wie der Laie vermuten könnte. Tiere in Fabeln sind Personifikationen menschlicher Eigenschaften, die in didaktischer Absicht vorgeführt werden. Die Fabeltiere, die das Autorenteam Schäfer/Pisarek porträtiert, begegnen dagegen ausschließlich in mündlichen Überlieferungen und auf ihnen basierenden literarischen Texten wie Mythen, Volksmärchen, Sagen und Legenden und greifen als Dämonen schädlich in die Lebenswelt des Menschen ein. Erste Spuren solcher Ungeheuer finden sich in der Antike; Reisende berichteten bei der Heimkehr von „Hundsköpfigen, Sirenen, Harpyien und Seeungeheuern“ (S. 16) und trafen als vermeintliche Experten bei den Zuhörenden, die die Berichte nicht überprüfen konnten, auf offene Ohren. In den Sagen des 19. und 20. Jahrhunderts sind Tierdämonen nicht das Ergebnis von Seemannsgarn, sondern werden interpretiert als verfluchte Verbrecher, die als Wiedergänger in Tiergestalt umgehen müssen, bis sie ihre zu Lebzeiten auf sich geladene Strafe verbüßt haben oder durch Dritte erlöst werden. Hier verweisen die Autoren zu Recht auf die erzieherische Funktion, die die furchteinflößenden Wesen erfüllen. Dämonologische Sagen – das wird hier einmal mehr bewiesen – kanalisieren Ängste, warnen vor Tabuverletzungen und Normverstößen und beförderten den christlichen Arme-Seelen-Glauben.

Auch wenn der Text ohne Fußnoten auskommt, so wird doch immer wieder und vor allem durch das ausführliche Literaturverzeichnis (S. 251–254) deutlich, dass er sich überwiegend aus den Märchensammlungen des 19. und den volkskundlichen Befragungen des frühen 20. Jahrhunderts speist. Mit Fabeltieren in Comics („Die Dilldappen“ oder das Pummeleinhorn der Grafikerin Steffi Engel), in modernen Rendensarten („Rasselböcke mit jemandem fangen“), in der Marketingwelt (das geflügelte und gehörnte „Elwetrirsch“ in der Pfalz), in Videospiele (geschuppte Drachen in „The Elder Scrolls“), im Immateriellen Kulturerbe (Drachenstich in Furth im Wald) und seit den 1970er-Jahren auch in der Kinderliteratur („Die unendliche Geschichte“ von Michael Ende) wird aber auch in einer Respekt gebietenden Rundumschau der Fortbestand des Topos in der Gegenwart dokumentiert. Selbstverständlich fehlt auch nicht der Verweis auf das Weiterleben dieser Kreaturen in Fantasy-Epen wie „Harry Potter“, „Herr der Ringe“ oder „The Witcher“.

Nebenbei zeigen Schäfer und Pisarek auch den positiven Impact der Beschäftigung mit Fabelwesen auf das wissenschaftliche Arbeiten auf: Faszinierend nachzuvollziehen, dass die Drachenforschung in der Frühen Neuzeit maßgeblich zur Herausbildung neuer Forschungsmethoden beigetragen hat. Die Naturforschung wandte sich von antiken Autoritäten ab und ging dazu über, Hypothesen zu formulieren, neue Theorien zu entwickeln und überprüf- und reproduzierbare Ergebnisse zu generieren. Motivierte Naturforscher sammelten und analysierten Fossilien und Tiermaterial, die als materielle Indizien für die Existenz von Drachen herangezogen wurden und die furchterregende Spezies damit entzauberten. Diskurse um das Einhorn

haben die Formen der Wissensgenerierung von der reinen Textanalyse über die Narratologie, die kulturelle Erzählforschung, die empirische Forschung und schließlich die angewandte Erzählforschung in Psychologie, Medienwissenschaften und Bildung entscheidend beeinflusst. Die wechselnden Interpretationen der Berichte, Zeichnungen, Traktate zu Fabeltieren legen beredtes Zeugnis davon ab, dass vergangene Falschannahmen nicht nur in Sackgassen führten, sondern dazu beitrugen, dass sich die Menschheit „empor irrte“ (Gerhard Vollmer). So liefert das vorliegende Werk nicht nur ein vergnüglich-schauriges Kaleidoskop der tierischen Fabelwesen, sondern kann zugleich gelesen werden als Geschichte der kontinuierlichen Erweiterung und Verfeinerung unseres Wissens über die Natur und über kulturelle Zusammenhänge durch empirische Forschung und theoretische Analysen.

Heidrun Alzheimer, Bamberg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.26>

Daniel Loick

Die Überlegenheit der Unterlegenen. Eine Theorie der Gegengemeinschaften.
Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2024, 297 S. ISBN 978-3-518-30039-8.

Zu besprechen ist hier kein Buch der Empirischen Kulturwissenschaft. Daniel Loick ist Philosoph und Sozialwissenschaftler und lehrt seit 2020 als Professor für Politische Philosophie und Sozialphilosophie an der Universität Amsterdam. Als Vertreter einer vierten Generation der Kritischen Theorie hat er gewichtige Beiträge zu Eigentum und Abolitionismus, zur kritischen Theorie des Rechts und der Staatsgewalt vorgelegt. Regelmäßig mischt er sich auch in politische Debatten der Gegenwart ein.

In „Die Überlegenheit der Unterlegenen“ entwirft er nun eine Theorie der Gegengemeinschaften, die auch für unser Fach – wiewohl erkennbar nicht aus diesem – von Interesse sein mag. Der Kern von Loicks Argument lässt sich bereits dem Titel entnehmen. Es geht ihm zum einen um die Konstitution und Praxis von Gegengemeinschaften, die er durch drei Merkmale definiert sieht: Es handele sich, erstens, um Gemeinschaften „in einem weiteren Sinne des Wortes, das heißt um relativ stabile und eingespielte Formen der Sozialität, die auf der expliziten oder impliziten Bestätigung ihrer Mitglieder beruht“ (S. 16). Darunter seien verwandt-, freund- oder nachbarschaftliche Zusammenhänge ebenso zu fassen wie politische Bewegungen oder subkulturelle Gruppen. Im Kontrast zu allen möglichen Gemeinschaften seien Mitglieder von Gegengemeinschaften, zweitens, „gesellschaftlich unterdrückt oder marginalisiert, das heißt, sie unterliegen Formen von ökonomischer, politischer, sozialer oder kultureller Herrschaft“ (ebd.). Entscheidend für den Charakter als Gegengemeinschaft sei schließlich, drittens, ihre „entweder intentionale oder implizite Distanzierung von dominanten gesellschaftlichen Strukturen [. . .], die von subtilen

Vorbehalten bis zu offener Opposition reichen kann“ (ebd.). Als „Bündel von Praktiken“ seien Gegengemeinschaften relativ verbindlich und stabil, zugleich als konstitutiv offen und nicht essentialistisch zu verstehen. Explizit rückt Loick sein Konzept der Gegengemeinschaften, neben Rahel Jaeggis Begriff der ‚Lebensform‘, auf den er sich stützt, in die Nähe anderer Konzepte wie Subkultur (Birmingham’scher Provenienz), Gegenöffentlichkeit (Fraser) oder *Undercommons* (Harney/Moten).

Die Stoßrichtung des Buches geht über ein Abzirkeln von Gegengemeinschaften zum anderen jedoch weit hinaus: Loicks zentrale These lautet, dass Gegengemeinschaften, wiewohl unterdrückt und marginalisiert, eine spezifische Überlegenheit ausprägen: Gegenüber hegemonialen Gruppen hätten ihre Mitglieder spezifische Vorteile in epistemischer, normativer, ästhetischer und affektiver Hinsicht. Nicht trotz, sondern gerade vermittels ihrer sozialen Positionierung hätten sie also Zugang zu besserem Wissen, besseren Werten, Ausdrucksweisen und Gefühlen. Nach Loick „wissen, wollen, fühlen und träumen sie nicht nur anders als die Mitglieder dominanter Gruppen, sondern besser“ (S. 8).

Diese Dimensionen einer zunächst kontraintuitiv erscheinenden Überlegenheit der Unterlegenen liegen auch der Gliederung des Buches zugrunde: Nach einer dichten Einführung und einer Diskussion verschiedener Figurationen von ‚Überlegenheit‘ folgen vier Kapitel, die sich dem Wissen, der Normativität, der Ästhetik und der Affektivität von Gegengemeinschaften widmen. Nach einem weiteren Kapitel zum „Rätsel der Subjektivierung“ (S. 217), zu Praktiken der Bewusstwerdung und der Frage, wie sich soziale Situierungen in politische Perspektiven transformieren, schließt das Buch mit einem kämpferischen Plädoyer für intersektionale Allianzen von Gegengemeinschaften als – mit Marx und Engels gesprochen – „wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt“.

Basis von Loicks gesamter Argumentation ist Hegels Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft, die er kritisch diskutiert und unter Bezugnahme auf insbesondere feministische und dekoloniale Standpunkttheorien erweitert, aktualisiert und praxeologisch reformuliert. Herrschaftsverhältnisse sind in dieser Perspektive grundlegend eben jenes: Verhältnisse, Relationen. Der ‚knechtische Standpunkt‘ ist dabei jener, der notwendig sowohl den eigenen wie den ‚herrischen‘ Blick inkorporiert und so zu einer umfassenderen, komplexeren, besseren Sicht der Wirklichkeit sowie einer gelingenderen Sozialität gelangt. Loick geht dabei in doppelter Hinsicht über Hegel hinaus: Indem er das Verhältnis nicht, wie jener, allein auf die Kategorie und Erfahrung von Arbeit gründet, sondern für unterschiedlich gelagerte Herrschaftsachsen öffnet (*race, class, gender* ...). Und indem er die Prozessualität und Kontingenz, mithin das Politische, des Verhältnisses explizit in Rechnung stellt: Das ‚knechtische‘ Bewusstsein ist jenes, das grundsätzlich nicht mit sich versöhnt sein kann. Die Kultur – bei Loick mit Hegel: die ‚Sittlichkeit‘ – von Gegengemeinschaften „verbleibt in einer ständigen Spannung, einem ständigen Konflikt: mit ihren sozialen

Antagonist:innen, mit ihrer gesellschaftlichen Umgebung, mit anderen (Gegen-)Gemeinschaften, mit sich selbst“ (S. 11). Gerade an und in ihnen artikuliert sich so die grundlegende „Konfliktualität des Sozialen“ (S. 71).

Epistemische, normative, ästhetische und affektive Vorteile von Gegengemeinschaften sind dabei, so wird Loick nicht müde zu betonen, „keine Gegebenheiten, sondern Errungenschaften. Sie erschließen sich nur unter bestimmten Bedingungen und durch bestimmte Praktiken. Es gibt also einen Abstand oder eine Spannung zwischen einer gesellschaftlich formierten Perspektive und einer, die durch beherrschte Gruppen aktiv erarbeitet wurde“ (S. 9 f.). In weitgreifenden Sondierungen und gestützt auf eine beeindruckende Breite an Literatur führt er in diesem Sinne exemplarisch Bewegungen wie die historischen Gemeinschaften flüchtiger Versklavter (*Maroon-Communities* und *Quilombos*), queere Subkulturen, Flucht- und Migrationsbewegungen, antirassistische Bewegungen gegen Polizeigewalt, Momente der *Black Radical Tradition*, feministische *consciousness raising*-Zusammenhänge, *disability*-Aktivismen oder queerfeministische *communities of care* an.

Loicks in mehrfacher Hinsicht herausforderndes Buch lässt sich auf verschiedene Weise lesen: als konzise Einführung in die Geschichte, Spielarten und Kritik von Standpunkttheorien, als kritische Auseinandersetzung mit einer unkritisch gewordenen Kritischen Theorie, als theoretische Perspektivierung gegenwärtiger gesellschaftlicher Verhältnisse im Horizont ihrer Veränderung, als gesellschaftstheoretischer Versuch, das Ganze zu denken, und zwar gegen eine unangreifbare Totalität, schließlich auch als Herausforderung von Wissenschaft und epistemischer Praxis selbst, nämlich von ihren verschiedenen Rändern. Dabei lässt sich „Die Überlegenheit der Unterlegenen“ nicht nur aus unterschiedlichen Blickwinkeln lesen, sondern trotz des komplexen Gegenstands auch ausgesprochen gut und flüssig. Denn ungeachtet spezifischer Erkenntnis- oder wissenschaftlicher Verwertungsinteressen ist das Buch durchzogen von einer Fülle erhellender Beobachtungen, Gedanken und Begriffe, die geeignet sind, den kulturanalytischen Blick zu verschieben bzw. scharfzustellen.

Es bleibt bei einem solch ambitionierten Versuch nicht aus, dass nicht alles gleichermaßen gelingt. Drei Punkte seien genannt: Erstens, dem Aufbau und auch wohl Entstehungsprozess geschuldet (Teile des Texts basieren auf früheren Veröffentlichungen), zeigen sich gewisse Redundanzen. Der Kernsatz von der epistemischen, normativen, ästhetischen und affektiven Überlegenheit wird verschiedentlich wiederholt und auch qua Gliederung durchdekliniert. Man mag dies als willkommene Repetitio verstehen; bei mir zeitigte das Wiedererkennen dem Grunde nach verstandener Argumente zur Mitte des Buches hin leichte Ermüdung. Schwerer wiegt, dass Loick die Mechanismen seines zentralen Arguments trotz größter Anstrengungen nicht aufs Letzte zu plausibilisieren vermag: Wie entstehen Gegengemeinschaften im Einzelnen? Was heißt jeweils Überlegenheit, woher rührt sie und wie zeigt sie

sich? Im Kern landet Loick, so scheint es, bei der verständlichen, doch reichlich leeren Formel: Kontingenz plus Kampf. Weil er letzteren prinzipiell und potenziell überall erkennen will, setzt er sich auch – ich meine: unnötig – dem Vorwurf voluntaristischer Romantisierung aus. Vor dieser hatte schon Loicks Kritische-Theorie-Urgroßvater Adorno gewarnt: „Die Glorifizierung der prächtigen underdogs läuft auf die des prächtigen Systems heraus, das sie dazu macht“ (They the People, in: *Minima Moralia* 1969 [1951], S. 25). Dies hat, drittens, unmittelbar damit zu tun, dass die Empirie bei Loick reichlich kurz kommt, in der Regel nämlich nur als Aufhänger für theoretische Erörterungen. So beginnt ein Abschnitt mit der verheißungsvollen Ansage, man müsse sich von Hegels formalem Schema lösen, um sich „Phänomenen von Herrschaft und Knechtschaft in ihrer empirischen Gestalt zuzuwenden“ (S. 53). Was folgt, sind weitere Ausführungen von erheblicher Abstraktion. Mit dem empirischen Blick und Material fallen auch naheliegende Bezüge aus, etwa zu Studien, Argumentationsfiguren und Debatten in der Tradition der *Cultural Studies*, die das Zeug hätten, die Konturen von Gegengemeinschaften zu schärfen.

Nun ist „Die Überlegenheit der Unterlegenen“ jedoch, wie eingangs signalisiert, kein Werk der Empirischen Kulturwissenschaft. Und so wäre es auch zu verstehen: als Angebot und Ansporn für die weitere Forschung. Produktiv könnte das Buch in diesem Sinne nicht allein für die kulturanthropologische Bewegungs-, Sub- oder Gegenkulturforschung sein. Inspirierend mag es auch auf Forschungen zur Politischen Anthropologie, zur Anthropologie des Staates und des Rechts, zu Migration, Erinnerungspraxen und Geschichtspolitik, zu alternativen Ökonomien u. a. wirken. So wäre Loicks Buch auf eine weitere Weise zu lesen: als Herausforderung der EKW, sich einer möglichen Überlegenheit der Unterlegenen, der Konstitution und Artikulation von Gegengemeinschaften aufs Neue und mit den eigenen Mitteln zu nähern. Es dürfte sich jedenfalls lohnen, in den Dialog zu treten.

Joachim Baur, Dortmund

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.27>

Maximilian Hoor

Urbanes Radfahren und Mobilitätskulturen im Wandel. Eine Synthese aus empirischer Kulturanalyse, Mobilitäts- und Verkehrsforschung am Beispiel städtischer Fahrradszenen in Berlin. Berlin: Kadmos 2024, 453 S. (Kaleidogramme, 206; zgl. Berlin, Univ., Diss., 2023). ISBN 978-3-86599-572-8.

Mit dem Buch „Urbanes Radfahren und Mobilitätskulturen im Wandel“ legt Maximilian Hoor seine Dissertationsschrift vor, die sich den Fragen der städtischen Verkehrsplanung in Berlin annimmt und dabei Ansätze der Verkehrsforschung mit einer empirischen Kulturanalyse der Berliner Fahrradszene verwebt. Zentral führt Hoor

dabei den Begriff der Mobilitätskulturen an, der als breit gefasstes Konzept sowohl planerische, politische und wissenschaftliche Perspektiven auf den urbanen Verkehr umfasst als auch soziale, (sub-)kulturelle und historische Positionen miteinbezieht (S. 80). Ziel des Buches ist es also, die ziel- und menschenorientierte ‚Integrierte Verkehrsplanung‘ um eine kulturelle Dimension des urbanen Radfahrens zu erweitern.

Maximilian Hoor nimmt sich damit ein ambitioniertes Projekt vor, nämlich die weitgehend quantitativ arbeitende Verkehrsforschung mit der qualitativen empirischen Kulturanalyse zu verschränken. Der umfangreiche Forschungsstand der Arbeit zeigt bereits eindrucklich, dass die beiden disziplinären Felder sehr zielführend zusammengebracht werden können. Ausgehend von der Mobilitätskulturenforschung bewegen sich die angeführten Forschungen über eine akteurszentrierte, integrierte Verkehrsplanung und kulturtheoretische Begriffsbestimmungen bis hin zu Themenfeldern der *Cultural Studies* und Kulturanthropologie wie etwa Populäre Kulturen, Erzählungen und Mythen, soziale Distinktion, Lebensstile sowie Jugend- und Subkulturen. Dabei vergisst Hoor nicht, die enge Verwobenheit zwischen Kultur, Wirtschaft, Raum, Identität und Politik zu betonen und damit kulturelle Hegemonien in Bezug auf die Rolle des Fahrradfahrens in automobil geprägten Innenstädten zu veranschaulichen.

Diese im Vorfeld ausgeführten theoretischen Überlegungen erlauben im Weiteren eine umfassende empirische Analyse urbaner Fahrradkulturen in Berlin. So beginnt Hoor damit, das Fahrrad als Verkehrsmittel sowie Planungs- und Politikgegenstand zu beleuchten. Das erste empirische Kapitel befasst sich demnach mit der Geschichte europäischer Fahrradkulturen und der Genese des Fahrrads vom bürgerlichen ‚Spaßobjekt‘ hin zum Alltagsverkehrsmittel und Distinktionsmerkmal urbaner Gesellschaften (S. 164). In Anlehnung an die *Cycling Studies* leitet Hoor unterschiedliche kulturelle Formen der Fahrradnutzung ab, die von der alltäglichen Nutzung bis zum Radsport reichen und damit einhergehend unterschiedliche Bedarfe im städtischen Raum erzeugen. Anschaulich werden diese Bedarfe besonders durch die dichten Beschreibungen radverkehrspolitischer Initiativen in Berlin. In lebendig erzählten Beobachtungsprotokollen werden Organisationsstrukturen und Beteiligungsformate der Initiativen veranschaulicht, die Hoor anschließend in die kommunalen Diskurse einordnet. So erlaubt es die feldforscherische Perspektive, Emotionalität und Betroffenheit der organisierten Akteur*innen (wie auch des Forschers) abzubilden und die versachlichte Verkehrsplanung und -politik zu ergänzen. Die Feldnotizen wie auch das persönliche Engagement des Autors in einzelnen Initiativen lassen Einblicke in konfliktreiche Situationen zu und verdeutlichen die konstante Aushandlung individueller Positionen, institutioneller Machtgefälle und das Spannungsfeld zwischen Aktivismus und professionalisierter Interessenvertretung.

Wie divers und facettenreich Fahrradkulturen sind, zeigt Hoor anhand des Fahrrads als Lifestyle- und Sportobjekt. Der Forscher nutzt im zweiten empirischen Kapitel vornehmlich Interviewausschnitte mit Vertreter*innen der Szenen. Hierin zeigen sich die enge Verbundenheit der Akteur*innen zum Fahrrad als Sport- und Verkehrsmittel, aber auch die Spannungen zwischen den Szenen, die Kritik an der Kommerzialisierung der Subkultur und die Rolle des Fahrrads als sozioökonomisches Statussymbol. Besonders deutlich wird die Funktion des Fahrrads zur sozialen Distinktion in den Beschreibungen sich versammelnder Praktiken: Von Kleidung, Fahrradmarken, Ausstattungen, Aufsuchen von Szenelokalen bis hin zu Wohnungseinrichtungen und Fahrstil zeigt Hoor mit seinem empirischen Material, wie sehr Habitus und Wissen die Zugehörigkeit zu oder Ausgrenzung aus der Szene bedingen (S. 267–283).

Anhand der dichten und tiefgreifenden Analyse sowohl der Berliner Fahrradszenen als auch der politischen Akteur*innen in der Radverkehrsplanung veranschaulicht das Buch sehr gelungen die Komplexität urbaner Transformationsprozesse in den Mobilitätskulturen. In den Diskussionen und Ableitungen der Analyseergebnisse legt Maximilian Hoor dar, wie eine Synthese der vermeintlich getrennten Welten zwischen Verkehrspolitik und empirischer Kulturanalyse stattfinden kann. Das politische Engagement des Forschers tritt am Ende der Arbeit noch einmal deutlich zutage, wo er zu neuen Mobilitätskulturen aufruft und „eine grundlegende Veränderung der Planungskultur“ (S. 390) fordert. Hoor löst hier sein Versprechen ein, Ableitungen für die angewandte Radverkehrsplanung festzuhalten, die letztlich auch als Empfehlungen zu verstehen sind. Ein umfangreiches Glossar hilft Laien und Szeneneulingen, die Sprache der Fahrradkulturen zu verstehen, und baut eine Brücke zwischen den Welten der Verkehrspolitik und den Räumen der Subkulturen.

Kritisch lässt sich zu Maximilian Hoors Publikation anfügen, dass das erhobene empirische Material in der Textfülle stellenweise untergeht. Bei Interviewauszügen wäre es schön, noch etwas mehr über die Sprecher*innen zu erfahren sowie deren Hintergründe und Rollen innerhalb der Fahrradkulturszenen. Zwar werden die Interviewpartner*innen zu Beginn kurz aufgelistet, jedoch nicht pseudonymisiert (obwohl sich die Interviewpartner*innen für eine Pseudonymisierung aussprachen, S. 137) und tauchen daher im Text nur als nummerierte Interviews auf. Im Lesefluss hätte eine Vorstellung der interviewten Personen an den zitierten Passagen die Positionen, aus denen sie sprechen (können), unmittelbarer verständlich gemacht.

Dennoch ist das vorgelegte Werk von Maximilian Hoor zum urbanen Radfahren in Berlin ein sehr gelungenes Beispiel für eine disziplinenübergreifende und engagierte Ethnografie. Das Buch arbeitet sehr detailliert heraus, dass sich Fahrrad- und Mobilitätskulturen nicht allein auf der Straße abspielen, sondern einen kulturellen Teppich aus Identifizierung, Szenezugehörigkeit, Aktivismus, Lifestyle, Mode und Trend, Wertschöpfung und Vermarktung sowie Wissen, Tradition und Macht weben. Zudem verhandelt die Arbeit nicht nur reflexiv die Position der Forschenden im Feld,

sondern sie zeigt auch eindrücklich, wie ethnografisches Schreiben eine Vielzahl von Publika adressieren, Spannungsfelder adäquat beschreiben und Komplexitäten durchdringen kann.

Florian Grundmüller, Göttingen
<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.28>